

VERDÄR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 40.

Man abonniert bei allen
Postanstalten und Buchhandlungen.

Berlin, 19. Oktober 1896.

Vierteljährlich 2½ Mark.
Monatlich erscheinen vier Nummern.

42. Jahrg.

Ein schwerer Verdacht.

Novelle von Emil Marriot.

1. Fortsetzung aus Nr. 38, S. 455.

Nachdruck verboten.

Frau Altheim trat von der Veranda zurück in den Saal, der ihnen als Speisezimmer diente. Hier herrschte düsteres Dunkel. Unbestimmt hoben die Umrisse des schweren Eichentisches, der ihn umgebenden Stühle, der Schränke und des über dem Tische hängenden Lüsters sich von der Finsternis ab. Die Frau blieb am Tische stehen.

„Wenn ich nur wüßte, wohin er gegangen ist, wo ich ihn suchen könnte! Aber so ganz ziellos mich auf den Weg zu machen, hätte wirklich keinen Sinn.“

Sie stand unbeweglich und horchte. Von der Straße herauf klang einformig und langsam der Hufschlag eines Pferdes. Immer näher kam es, immer näher: einformig und langsam. Und jetzt vernahm die Lauschende auch menschliche Tritte, Stimmen.

„Er ist's! Karl!“ Sie stürzte zu einem der sechs Saalfenster hin, riß es auf, beugte sich hinaus: „Karl! Bist du's?“

„Ja!“ rief es von unten herauf zu ihr. „Du bist wohl recht ungehalten, daß ich mich so arg verspätet habe?“

„Besorgt war ich. Aber nun du hier bist, ist alles gut! Komm nur schnell herauf.“

„Um, gleich! Ich muß nur vorerst — Wo sind die Mägde?“

„In der Küche, denke ich. Brauchst du etwas?“

„Allerdings. Ich möchte ein Pferd unterbringen. Haben wir so etwas wie einen Stall im Hause?“

„Warte! Ich komme hinunter. Das wird einfacher sein.“ Sie verließ den Saal und eilte über die Treppe hinab zum Hausthor. Im Flur stieß sie auf die beiden Mägde.

„Schnell!“ sagte sie im Vorbeigehen zu der einen: „Machen Sie Licht auf der Treppe und im Speisesaal. Und tragen Sie das Abendessen auf. Der Herr wird hungrig sein.“

„Und Sie kommen mit mir,“ sprach sie, sich an die zweite wendend, die eine Laterne in der Hand trug. „Haben wir eine passende Unterkunft für ein Pferd?“

„Für ein Pferd? O ja! Es ist ein Stall da. Im Hofe. Der Herr Baron hat immer Pferde gehalten, Reit- und Wagenpferde. Aber Futter haben wir nicht im Hause. Weder Hafer noch Heu.“

„Das findet sich wohl. Kommen Sie jetzt, daß wir dem Herrn das Pferd abnehmen.“

Sie traten aus dem Thorweg vor das Haus, auf die Straße. Der Professor kam auf seine Frau zu.

„Aber du hinst ja, Karl!“ rief sie bestürzt aus. „Was ist denn geschehen?“

„Nichts von Belang,“ sagte er etwas verlegen. „Ich bin über eine Baumwurzel gestolpert und habe mir, wie ich glaube, ein bißchen den Fuß verstaucht. Es hat nichts zu bedeuten, Alma. Du weißt ja: dergleichen kleine Abenteuer passieren mir oft.“

„Ja, das weiß ich,“ gab sie mit einem gutmütigen Lachen zu. „Du mein armes, ungeschicktes, großes Kind!“ Sie war froh, daß ihn kein schlimmerer Unfall getroffen hatte. „Doch wo ist das angekündigte Pferd? Und wie bist du zu einem Pferde gekommen?“ fügte sie hinzu und blickte suchend umher.

Einige Schritte von ihr entfernt stand mitten auf der Straße ein schlankes Pferd, das ein Mann am Zügel hielt.

Infolge der Dunkelheit vermochte Alma seine Züge nicht zu unterscheiden. Sie hätte nicht einmal sagen können, ob es ein „Herr“ oder aber ein einfacher Arbeiter oder ein Bauer wäre. Ohne sich vom Flecke zu bewegen und ohne das Tier loszulassen, küßte der Mann jetzt grüßend den Hut.

„Ich bitte sich wegen meines Pferdes keine Angelegenheiten zu machen, gnädige Frau,“ sagte er. „Es ist weder müde noch hungrig. Ich will jetzt ungefäumt nach Hause reiten.“

„Keineswegs!“ rief der Professor mit Lebhaftigkeit. „Sie müssen uns die Freude machen, einzutreten. Der Herr hat mir einen großen Dienst erwiesen,“ sagte er, sich Alma zuwendend. „Er kam gerade des Weges geritten, als ich stolperte, sprang mir bei und überließ mir sein Pferd. Es wäre mir sehr sauer geworden, den Weg nach Hause zu Fuß zurückzulegen. Ich bin ihm zu aufrichtigem Danke verpflichtet.“

„Die Kleinigkeit ist wirklich nicht der Rede wert,“ sagte der andre, den Hals des unruhig stehenden Tieres klopfend.

„Doch! Und außerdem freue ich mich, Sie durch diesen Zufall kennen gelernt zu haben. Es war dies längst mein Wunsch.“

„Sie sind sehr freundlich,“ sagte der Fremde in höflichem, aber müdem und wie gleichgültigem Tone.

„Nehmen Sie dem Herrn das Tier ab,“ gebot der Professor voll Eifer und winkte die Magd zu sich. „Was braucht es? Eine Decke? Muß es abgerieben werden?“

„Das ist nicht notwendig. Da es im Schritt gegangen ist, ist es nicht erhitzt.“ Er überließ das Pferd der Magd, welche es am Zügel ergriff.

„Vielleicht ist es hungrig und durstig?“ meinte der Professor.

Der andre schüttelte den Kopf. „Es bedarf nichts. Auch muß ich bald wieder fort.“ Man merkte ihm an, daß ihm die Einladung unwillkommen war, daß er nur gezwungen blieb. Nun trat er vollends an Alma heran und grüßte noch einmal.

„Gestatte, liebe Alma, daß ich dir meinen Retter in der Not in optima forma vorstelle,“ sagte der Professor, die Hand des Fremden erfassend und schüttelnd. „Unser Nachbar, Herr Ebenberg. Der Besitzer der großen Spinnerei am andern Ende des Dorfes, weißt du.“

„Ah!“ Dieser Ruf unverkennbarer Ueber- raschung war ihr unwillkürlich ent schlüpft.

„Dir ist bekannt, wie sehr mir darum zu thun war, Herrn Ebenberg zu begegnen,“ sprach der Professor weiter.

„Ja, das weiß ich,“ sagte Alma, die sich gefaßt hatte, in unbesangenen liebenswürdigem Tone. „Das weitere jedoch wollen wir lieber im Hause besprechen. Hier auf der Straße ist es ungemütlich.“

„Sie werden auch gut daran thun, wenn Sie Ihrem verletzten Fuße einige Pflege angedeihen lassen,“ setzte der Fabrikant hinzu. „Das lange Stehen ist Ihnen nichts weniger als zuträglich. Wollen Sie meinen Arm nehmen?“

Der Professor hängte sich in ihn ein, und Arm in Arm begaben sich die beiden Männer in das Haus.



Toilette mit Sammetjäckchen.

Beschreibung S. 483.

„Was für ein merkwürdiges Zusammentreffen!“ dachte Alma, ihnen folgend.

Auf dem Tische des Speisesaales brannten zwei große Lampen. Auch die Kerzen am Lüster waren angezündet. Die Thüre, welche nach der Veranda führte, stand noch offen und ließ die milde Abendluft in das Gemach strömen. Die Magd, eine einfache Bäuerin, war gerade damit beschäftigt, den Tisch zu decken.

„Drei Gedecke!“ gebot ihr Frau Alma mit halblauter Stimme, griff aber gleichzeitig selber zu, um alles in Ordnung zu bringen, da sie der Geschicklichkeit ihrer häuerlichen Magd nur wenig traute. „Bringen Sie zwei Flaschen Rheinwein aus dem Keller,“ setzte sie mit gedämpfter Stimme hinzu. Die Magd entfernte sich.

Der Professor hatte sich mit Hilfe seines Führers auf einer Chaiselongue ausgestreckt. Nun beugte der Fabrikant sich tief auf den Liegenden herab und zog ihm den Stiefel vom verletzten Fuße. „Der Knöchel beginnt anzuschwellen,“ sagte er, den Fuß berührend, über die Schulter weg zu Alma. „Es wäre angezeigt, sogleich mit kalten Umschlägen anzufangen, gnädige Frau.“

„Eisumschläge?“ fragte sie, rasch herantretend.

„Wenn Sie Eis im Hause haben, würde ich dazu raten.“

„Wir besitzen einen Eisschrank. Ich will sofort alles selbst besorgen. Verhalte dich einstweilen ruhig, Karl. Strecke das Bein aus.“

„Darf ich mitkommen? Ihnen tragen helfen?“ fragte der Fabrikant. „Wir brauchen allerhand.“

„Bitte, kommen Sie,“ sagte Alma. „Wir haben so ungeschulte Leute! Es ist am klügsten und einfachsten, wenn man alles selber thut.“

Er ging mit ihr nach der Küche, suchte und fand einen Kübel, den er mit Eis und Wasser anfüllte, und schleppte das Gefäß in den Speisesaal. Alma lief mittlerweile nach Tüchern und einer warmen Decke.

Der Leidende war bald versorgt; hatte seinen Eisumschlag um den Fuß gewickelt und die Decke über seine Beine gebreitet. Nun fuhr ihm Alma liebevoll über Stirn und Haare: „Hast du Appetit?“

„Ja!“ lautete die vergnügte Antwort.

Sie trug einen kleinen Tisch an sein Ruhebett und deckte den Tisch. Auch eine der Lampen brachte sie herbei. „Damit du doch sehen kannst, was du zu essen bekommst,“ sagte sie.

Er haschte nach ihrer schmalen Hand und führte sie an die Lippen. „Du bist so gut, meine Alma!“ sprach er in innigem Tone.

„Kein Verdienst!“ erwiderte sie lachend. „Du machst es einem so leicht, gut zu sein.“ Ihr freundliches Auge streifte den Gast, der schweigend daneben stand und den düstern Blick auf dem Paare ruhen ließ. Etwas wie gramvoller Neid drückte sich in seinem Gesicht und seinen Augen aus.

Alma erriet, woran er denken mochte: an die eigene, so unglückliche Ehe. Rasch entfernte sie sich von ihrem Gatten.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen? Es wird sofort aufgetragen werden.“

Der Fabrikant setzte sich an den Tisch und fing mechanisch mit Messer und Gabel zu spielen an. Alma, die sich ihm gegenüber gesetzt hatte, beobachtete verstohlen sein Gesicht. „Schön ist er nicht,“ dachte sie. „Und doch würde es mir begreiflich erscheinen, wenn eine Frau ihn schön fände und ihn liebte.“

Die Magd trat, mit einem großen Brett beladen, ein und brachte das Abendmahl. Die zweite trug das Getränk auf: Bier und Wein. Alma versorgte zuerst den Gast und bediente sodann den Gatten. Zuletzt dachte sie auch an sich.

Das Mahl war rasch eingenommen. Man sprach wenig dabei. Den Rheinwein trank man am Ruhebett des Professors.

„Ein Glas, wenn Sie gestatten; mehr nicht,“ sagte der Fabrikant, zog einen Stuhl herbei und ließ sich neben dem Professor nieder. „Dann muß ich ans Nachhausegehen denken.“

„Sie sind wohl auch verheiratet und fürchten, daß Ihre Frau Ihres unerwarteten Ausbleibens wegen in Sorge sein könnte?“ fragte der arglose Professor.

Der andre gab nicht sofort Antwort. Seine Brauen hatten sich zusammengezogen, als wenn er einen physischen Schmerz empfindet. „Niemand ist in Sorge um mich,“ sprach er hierauf. „Aber ich habe heute noch Verschiedenes zu thun.“

Er verstummte und blickte starr in die Lampe.

Der Professor bot ihm eine Cigarre an. „Sie rauchen doch?“ meinte er fragend. Sein Gast nahm die Cigarre dankend in Empfang, zündete sie an der Lampe an und begann, in seinen Stuhl zurückgelehnt, zu rauchen.

Alma versorgte die Herren noch mit Cognak und zog sich sodann in eine Ecke zurück, wo ein bequemer Lehnstuhl stand. Von ihrer Ecke aus konnte sie die beiden vom Schein der Lampe erhellen Gestalten der Männer genau beobachten, ohne fürchten zu müssen, daß dies bemerkt werde. Sie selber saß in Dunkel eingehüllt.

Der Professor begann jetzt von dem zu sprechen, was ihn am meisten interessierte: von seiner Arbeit. Ebenberg, der mit übereinander geschlagenen Beinen, die Arme auf die Seitenlehnen seines Stuhles gelegt, ihm gegenüber saß, rauchte schweigend und hörte dem Professor mit der ihm eigentümlichen höflich-gleichgültigen Miene zu. Als der Professor ihn am Ende um Auskünfte über die Verhältnisse in seiner Fabrik ersuchte und verschiedene Fragen, welche sich darauf bezogen, an ihn richtete, entschloß sich der Fabrikant, sie zu beantworten. Aber es geschah in wortreicher und zurückhaltender Weise. Der gute Professor, welcher sein Taschenbuch hervorgezogen hatte, machte eifrig Notizen.

Alma, die, ohne sich an dem Gespräch zu beteiligen oder sonderlich auf das, was geredet wurde, zu achten, in ihrer dunklen Ecke saß, betrachtete einstweilen den Mann, von dessen Schicksal ihr viel mehr bekannt war, als er ahnen konnte. Schön war er nicht: eine breitschultrige, im übrigen hagere, schwerfällige Gestalt mit ungelentken Bewegungen und von einer nach vorn gebeugten Haltung — als ob eine unsichtbare Last sie niederdrückte; ein gebräuntes, mageres Gesicht mit unregelmäßigen Zügen, starker Nase und großem Munde, dessen Winkel trübe herabgezogen waren; Falten in der Stirn und unter den Augen; hellbraunes, sprödes, kurz geschnittenes Haar, ein etwas lichterer Schnurrbart und dicke Brauen, die sich ohne Veranlassung finster und drohend zusammenzuziehen pflegten; graublau, unsagbar traurig oder mit stumpfer Gleichgültigkeit blickende Augen; und im ganzen Gesicht ein so trübseliger und verdrossener Ausdruck, daß dies selbst dem arglosesten Beobachter peinlich auffallen mußte. Der müde, etwas heisere Klang der Stimme paßte zu diesem unfrohen Ausdruck und der gleichsam gebeugten Haltung. Es paßte auch zu der ganzen Erscheinung, daß der Mann nur selten und dann stets wie gezwungen lächelte und daß sein Lächeln immer bloß einige Augenblicke wahrte; daß er teilnahmslos Rede und Antwort stand und oft — wohl ohne es zu wissen — in dumpfes Grübeln versank. Man sah ihm an, daß er von einem zur fixen Idee gewordenen Gedanken beherrscht wurde; daß dieser Gedanke ihn niemals ganz losließ und daß er immer wieder zu diesem einen Gedanken zurückkehren mußte, er mochte es wollen oder nicht wollen.

„Nicht schön,“ dachte Alma wieder. „Und doch gefällt er mir. Seine ganze Erscheinung ist so ungewöhnlich! Ich möchte ihn in seinen guten Tagen gekannt haben. Jetzt sieht er aus wie ein Titane, der eine schwere Kette trägt. Was ein zartes Weib doch aus einem Manne machen kann! Und daß seine leidenschaftliche Liebe sie nicht zu rühren vermochte! Aber wir Frauen sind nun einmal so: wenn wir nicht lieben, kennen wir meist kein Erbarmen.“

„Sie wollen uns schon verlassen?“ fragte sie plötzlich und stand auf.

Der Fabrikant, welcher sich erhoben hatte, fuhr ein wenig zusammen. Er schien die Anwesenheit der Frau vermissen zu haben. „Ich muß,“ sagte er, sich ihr zuwendend. „Auch bedarf Ihr Herr Gemahl der Ruhe. Es wäre gut, wenn er sich ungesäumt zu Bette legte.“

„Das soll er auch.“ Sie näherte sich ihrem Gatten, beugte sich über ihn und strich mit der Hand über seine Stirn: „Hast du Schmerzen Karl?“

Es lag so viel Liebe im Klang ihrer Stimme; und das blasse, kaum hübsche, aber sympathische, feine Gesichtchen der jungen Frau erschien in diesem Moment beinahe schön.

Der Professor lächelte ihr zu: „Nein, Alma. Mach' dir keine Sorgen. Es thut nicht weh.“

Sie sahen sich nach ihrem Gaste um, der, seinen Hut in den Händen, wartend daneben stand und die Augen auf das Paar geheftet hielt. Es entging der jungen Frau nicht, daß seine Augen feucht geworden waren und seine Lippen leise bebten.

„Wann sehen wir Sie wieder?“ fragte sie ihn und hielt ihm mit einem guten und mitleidigen Lächeln die Hand hin. „Vielleicht morgen zu Tische? Sie würden einen Bekannten antreffen: Ihren Arzt.“

Der Fabrikant machte ein etwas erstauntes Gesicht.

„Morgen kommt er? Um welche Stunde?“ fragte er.

„O, sehr frühe. Wir richten uns nach den Bauern, so ziemlich wenigstens, und essen um ein Uhr.“

„Ach so!“ sagte Ebenberg und starrte, seiner Gewohnheit gemäß, vor sich hin. „Sonst hätte es mich gewundert, wie der Doktor die Einladung annehmen konnte. Denn um fünf Uhr muß er wegfahren.“

„Bis um fünf ist er längst wieder frei. Wohin fährt er denn? Zu einem Kranken?“

„Ja,“ lautete die wortfarge Antwort.

„Ist es weit von hier? Muß er die Eisenbahn benutzen?“

„Ja.“

„Ein schwerer Fall?“

„Wie man es nimmt.“ Jedes Wort schien ihm eine Art Ueberwindung zu kosten. „Augenblicklich soll es jetzt besser sein,“ fügte er hinzu und blickte von Alma weg, ins Leere.

Aufmerksam sah sie ihn an. Und dann verstand sie plötzlich: er sprach von seiner Frau. Gewiß — sie war es, zu der der Arzt morgen mußte!

„Und Sie?“ fragte sie den Fabrikanten. „Dürfen wir morgen auf Sie zählen?“

Er entschuldigte sich: morgen wäre es nicht möglich; aber ein andermal würde es ihm natürlich ein Vergnügen sein —

Alma drang nicht weiter in ihn. „Also ein andres Mal,“ sagte sie mit ihrer herzlichen Freundlichkeit. „Wann Sie Lust und Zeit dazu haben. Sie sind uns immer willkommen.“

Der Professor wollte ihm noch einmal für die ihm erwiesene Hilfeleistung danken. Ebenberg unterbrach ihn mit einer Handbewegung. „Aber ich bitte Sie, Herr Professor! Es ist gern geschehen und wirklich nicht der Rede wert.“ Damit ging er seiner Wege. Bald darauf hörten sie ihn aus dem Hofe traben und den klappernden, harten Hufschlag langsam verflingen.

„Ein guter und gefälliger Mann!“ äußerte sich der Professor. „Aber so gar sehr still und einsilbig. Hat er nicht auch auf dich den Eindruck eines unglücklichen Menschen hervorgebracht?“

„Nicht bloß den Eindruck, Karl. Ich weiß, daß er unglücklich ist. Und wie sehr!“

Der Professor machte große Augen. „Das weißt du schon wieder und hast den Mann doch eben erst kennen gelernt! Wer hat es dir denn gesagt?“

„Davon erzähle ich dir morgen. Fürs erste mußt du zu Bett und schlafen. Auch die kalten Umschläge müssen wir jetzt fortsetzen. Zu allem andern haben wir auch morgen Zeit.“

„Also seine Frau ist's, die Sie heute besuchen wollen?“ fragte Alma den Arzt, als dieser sich am nächsten Tage mit einem Blick nach der Pendeluhr vom Tische erhob.

„Nicht bloß besuchen, meine Gnädige,“ antwortete der alte Herr mit geheimnisvoller Miene. „Abholen!“

Alma trat in ihrer Ueberraschung einen Schritt zurück. „Abholen, Herr Doktor? Sie bringen sie nach Hause?“

„Ich bringe sie nach Hause!“

„Zurück zu ihrem Manne?“

„Zurück zu ihrem Manne! Der Professor, unter dessen Behandlung sie steht, hat sie für geheilt erklärt. Sie hätte sich, schrieb er mir, von der Nervenerschütterung, die wohl die Folge eines heftigen Schrecks gewesen sein müsse, so weit erholt, daß man es nunmehr wagen könne, sie aus der Anstalt zu entlassen. Natürlich müsse sie mit aller Schonung und größter Vorsicht behandelt werden. Ein Rückfall sei sonst keineswegs ausgeschlossen.“

„Der arme Mann!“ sagte Alma. „Fährt er mit Ihnen?“

„Nein. Frau Mühler, ihre Mutter, begleitet mich.“

„Ach, wenn auch ich in dem Drama nur irgend eine Rolle spielen dürfte!“ Mit schmeichelnder Gebärde näherte sie sich dem Doktor. „Geben Sie mir etwas zu thun! Die kleinste Rolle!“

Der alte Herr ward sichtlich verlegen. „Aber wie kann ich das, meine Gnädige?“

„Andre Leute haben das Talent zu intrigieren, Rabalen anzuzetteln und die Menschen auseinander zu bringen. Ich aber eigne mich zum geraden Gegenteil: ich bin die geborene Friedensstifterin. Es läßt mir keine Ruhe, als bis ich zwei Menschen, die nicht zusammenkommen können, miteinander versöhnt habe. Fragen Sie nur meinen Mann, wenn Sie mir nicht glauben.“

„Ich glaube Ihnen alles, gnädige Frau,“ sagte der Arzt, ihr in das anmutige Gesichtchen und die ihn eifrig zum Nachgeben drängenden guten und klugen Augen blickend. „Aber in diesem Falle —“

„Das Paar interessiert mich,“ unterbrach sie ihn voll Lebhaftigkeit. „Und ich habe hier nichts zu thun. Offen gestanden, ich langweile mich ein bißchen. Ueben Sie ein gutes Werk an mir! Lassen Sie mich die junge Frau wenigstens sehen!“

„Wenn Sie sonst nichts begehren — das kann leicht geschehen. Sie brauchen sich nur auf dem Bahnhof einzufinden. Der Zug, den wir benutzen, trifft um neun Uhr abends hier ein.“

„Schön, Herr Doktor. Ich werde zur Stelle sein.“ Der alte Herr verließ sie, und Alma begab sich in das Zimmer ihres Mannes.

„Kann ich mich dir nützlich machen?“ fragte sie ihn.

Er lag in einer Chaiselongue, den kranken Fuß durch ein untergeschobenes Kissen ein wenig gehoben.

„Und wie!“ sagte er. „Ich habe schon mit Ungeduld auf dich gewartet. Wenn es dir recht ist, will ich dir diktieren. Ich selber kann in meiner liegenden Stellung nicht schreiben, möchte jedoch mit dem gestern begonnenen Kapitel zu Ende kommen. Die Notizen habe ich zur Hand.“

Sie setzte sich an sein Ruhebett, und so fingen sie zu arbeiten an: er diktirte, und sie schrieb. Manchmal hob sie den Kopf, machte eine Einwendung, wollte dies und das anders haben. Und er fügte sich beinahe immer ihren Rat-schlägen. Wenn er es einmal nicht that, setzte er ihr seine Gegengründe klar und freundlich auseinander, und dann war es sie, welche sich überzeugen ließ. Auf diese Weise ging die gemeinsame Arbeit einträchtig von statten.

Gegen acht Uhr nahmen sie an seinem Lager das Abendbrot ein; und als es halb neun schlug, erklärte Alma, fortgehen zu müssen.

„Wohin denn?“ fragte der Professor sehr erstaunt.

Sie sagte es ihm. Ihr Gatte schüttelte halb mißbilligend den Kopf. „Menge dich doch nicht in Dinge, welche dich nichts angehen,“ sprach er etwas unzufrieden. „Gerade dieser Mann sieht nicht aus wie einer, der sich das Einbringen einer Fremden in seine häuslichen Wirren gern gefallen läßt. Sei vorsichtig!“

„Habe ich jemals schon irgend einen Schaden angerichtet?“ entgegnete sie.

„Das gerade nicht.“

„Und du kennst meine Passion für interessante Konflikte, für Romane aus dem Leben, deren Helden und Heldinnen aus warmem Fleisch und Blut gebildet sind. Der passionierte Jäger stellt jedem Wilde nach. Meine Jagdlust ist zum mindesten unblutig. Laß mir meine Freude, Karl! Du kannst einstweilen lesen. In längstens einer Stunde bin ich wieder zurück.“

Sie küßte ihn auf die Stirn, machte sich dann zum Ausgehen bereit und verließ das Haus.

Der nächste Weg zum Bahnhof führte über die Felder. Diesen Weg benutzte Alma. Sie trat durch das Hinterpförtchen aus dem Garten und schlug den Feldpfad ein. Der Abend war lau und still: ein echter Sommerabend. Leise fing es zu dämmern an. In irgend einem Gebüsch sang wie im Traum eine Amsel ihr verpätetes Abendlied.

Einsam war's auf den Feldern. Die Bauern hatten längst Feierabend gemacht und sich in ihre Häuser zurück-

gezogen. Auch die Fabrikarbeiter waren nach Hause gegangen. Weit und breit niemand. Der jungen Frau kam ihr gestriges Abenteuer in den Sinn. Wer nur der Mensch gewesen sein mochte, dessen gekrümmte Gestalt sie für einen Augenblick an der Gartenumfriedung zu sehen gemeint — nein, thatsächlich gesehen hatte? Und was hatte er gewollt? Warum sich so ängstlich verborgen? Menschen, welche das Auge anderer scheuen, sind immer verdächtig.

Wenn er plötzlich wieder auftauchte? Ihr unvermutet gegenüberstände? Hier, auf dem einsamen Felde? Unwillkürlich beschleunigte sie den Schritt. Sie verspürte ein leises Unbehagen. Und erleichtert atmete sie auf, als der Pfad nun auf die Heerstraße mündete und sie das erleuchtete Bahnhofsgelände vor sich liegen sah.

Auf dem Bahnsteig mußte sie noch zehn Minuten auf das Eintreffen des Zuges warten. Wenige Menschen hatten sich eingefunden; und von denen, die, gleich ihr, in der Halle auf und nieder gingen, kannte sie niemanden. Das war ihr lieb. Sie wollte ungehindert beobachten können.

Das Glockensignal ertönte; der Zug ward sichtbar und fuhr zischend und schnaubend in die Station ein.

Die erste Person, welche dem einzigen Wagen erster Klasse entstieg, war der alte Doktor. Er schien ein bißchen aufgeregter zu sein. Alma näherte sich ihm wie zufällig und that, als wenn sie jemanden erwartete. Der Arzt half zuerst einer älteren, dann einer jungen Dame beim Aussteigen. Das Handgepäck übergab er einem jungen Menschen, der herzugehört war und mit abgezogenem Hute die Sachen in Empfang nahm.

„Ist nichts im Kupee zurückgeblieben?“ fragte der alte Herr.

„Nein,“ sagte die ältere Dame. Und sich an den jungen Menschen wendend, setzte sie in ängstlich-fragendem Tone hinzu: „Der Herr hat den Wagen geschickt?“

„Ja, gnädige Frau,“ war die Antwort. „Wir sind schon seit einer halben Stunde da.“

„Hier haben Sie den Gepäckschein, Franz,“ sprach die Dame weiter. „Sie können die Koffer auf einem Handkarren nach Hause fahren. Wir wollen uns damit nicht länger aufhalten. Komm, mein Kind,“ sagte sie zu der jungen Frau und berührte leise deren Arm.

Alma hatte, ohne ein Wort von dem Gespräch zu verlieren, die junge Dame unablässig im Auge behalten. Wie hold sie war! Ein bräunlich-blasses, vollwangiges Antlitz mit großen, tief-dunklen Augen, das an die herrlichen Mädchen-gesichter auf den Bildern von Gabriel Max erinnerte. Sie trug einen ihr bis an die Füße reichenden Regenmantel und ein Hütchen mit einem Schleier, den sie zurückgeschlagen hatte. Ihre bloßen Hände fuhren mit nervöser Unruhe an den Knöpfen ihres Mantels auf und nieder; ihr Mund war ein wenig geöffnet, und ihre Augen irrten unstill umher. Sie mußte einem Leid thun, wenn man sie so ansah.

Bei der Berührung ihrer Mutter war sie einen Moment zusammengezuckt. „Ich komme schon,“ sagte sie.

Eine verschleierte, seltsam scheinende Stimme. Angst in allem: in der Stimme, den Augen, den bebenden Lippen, den ruhelos-hastigen Bewegungen der schlanken, blassen Hände. „Du armes Wesen!“ dachte Alma mitleidsvoll.

Der alte Arzt reichte ihr den Arm. Und so kamen sie an Alma vorbei, die sich nicht von der Stelle rührte. Im Vorüberstreifen zog der alte Herr den Hut vom Kopf, und Alma dankte dem Grüßenden, indem sie freundlich das Haupt neigte. Mutter und Tochter sahen die ihnen Fremde flüchtig an; und Alma — sie konnte nicht anders — lächelte der Tochter einen Gruß zu. Erstaunt blickten die großen Augen der jungen Frau sie an. Und als sie an Alma vorbeigegangen war, wendete sie noch einmal den Kopf zurück und lächelte — schwach und traurig.

„Augen hat sie, um einen Mann um den Verstand zu bringen!“ dachte Alma, während sie der kleinen Gesellschaft langsam folgte. Sie sah die drei Personen den ihrer am Bahnhof harrenden Wagen besteigen und sah den geschlossenen Wagen davonsfahren.

„Nicht einmal auf den Bahnhof hat der unglückliche Mann sich zu kommen getraut!“ sagte sich Alma auf dem Wege nach Hause. „Was für eine Heimkehr! Gott behüte uns alle gnädig vor einem ähnlichen Schicksale!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Erziehung des Geschmacks.

Von Fritz Stahl.

Nachdruck verboten.

Über den Geschmack läßt sich nicht streiten, sagt ein altes Wort. Es sagt nichts Falsches, aber es will doch recht verstanden sein, wenn es Wahres sagen soll. In dem Sinne des gemeinen Gebrauchs, als sei jedes Geschmacksurteil gleichberechtigt, in diesem Sinne, in dem es besonders nach dem Fall der alten Aesthetik unsere Modernen gern anwenden, hat es durchaus keine Wahrheit. Wichtig ist nur, daß in letzter Linie die Eigenart der Persönlichkeit das Verhältnis zu einem Kunstwerk oder einem Künstler, vielleicht auch zu einer ganzen Kunstrichtung bestimmt. Wichtig ist ferner, daß auf dieses Verhältnis kein anderer einwirken kann, weil die Kunst an das Empfinden immer sich richtet, das weder logischen noch mathematischen Beweisen nachgiebt.

Geschmack in diesem Sinne kann nicht gelehrt werden: er ist das natürliche Resultat der gesamten Entwicklung eines Menschen. Ueber diesen Geschmack läßt sich nicht streiten: zwei Menschen, die den Kampf führen, schlagen immer aneinander vorbei. Aber diese persönliche Stellungnahme kommt, wie gesagt, erst in letzter Linie. Wer ohne jede Grundlage, nur auf das ganz zufällige Gefallen oder Nichtgefallen schnellfertig

sein Urteil spricht, der zählt eben garnicht mit. Geschmack heißt im Grunde doch noch etwas ganz anderes: die Fähigkeit, überhaupt ein Kunstwerk auf sich wirken zu lassen, seine Form zu empfinden. Und über diesen Geschmack läßt sich sehr wohl streiten. Er läßt sich auch in direkter Einwirkung bilden.

Wenn Geschmack in diesem Sinne bei uns leider nicht sehr verbreitet ist, so hat das mehrere Gründe. Nicht der geringste ist, daß dem Deutschen von Natur jene unmittelbare Empfindung für die Form, jene lebhaft Sinnlichkeit fehlt, die den Romanen eigen ist. Leute, die lange in Paris gelebt haben, wissen Wunder davon zu erzählen, wie fein sich da oft der einfache Blumenmann im Salon äußert. Einem mir befreundeten Schriftsteller, der ein Feuilleton für ein Pariser Blatt geschrieben hatte, sagte am nächsten Tage der Conciierge: „Ihr Artikel hat mir inhaltlich recht gefallen, aber in der Form ce n'estait pas ça.“ Ich bin lekerisch genug, diesen angeborenen Geschmack über den gebildeten zu stellen. Erziehung und Unterricht sollten aber jenseits versuchen, dem Mangel der natürlichen Anlage abzuhefen. Statt dessen thun sie das Gegenteil, indem sie immer nur an den Verstand sich wenden oder an das Gemüt. Man kann ruhig sagen, jeder Universitätslehrer kann es bestätigen: je mehr Bildung jemand genossen hat, desto stumpfer sind seine Sinne geworden. Wo in einem Fache unbefangene, richtige Beobachtung verlangt wird, muß sie erst mühsam geweckt werden. Die Schule hat an Wort und Buch gewöhnt. Auch die einzige Kunst, die sie in den Kreis ihrer Thätigkeit zieht, die Literatur, wird fast ausschließlich inhaltlich Betrachtung unterzogen: der Wohlklang der Sprache, des Verses wird kaum zur Empfindung gebracht. Ueber bildende Kunst wird höchstens in Theorien gehandelt, die unfruchtbar sind, wo die Anschauung fehlt. Das Auge erhält durch den üblichen Zeichnungsunterricht im besten Falle die Fähigkeit, minderwertige Vorlagen mechanisch nachzuziehen. Höchstens das Ohr wird durch den Gesangsunterricht methodisch verfeinert. Im ganzen ist aber unsere Schule entschieden sinnfeindlich: sie hebt nicht nur nicht die Feinheit der Sinne, sondern sie hindert sogar durch Ueberlieferung von Theorien ihren unbefangenen Gebrauch! „Mit einem Philosophen,“ sagte jüngst ein vortrefflicher Maler, „kann man als Künstler niemals diskutieren: er weiß alles besser. Du zeigst ihm die Natur, und er wirft dir ein Prinzip an den Kopf.“

Die meisten sind sich übrigens dieses Mangels wohl bewußt, und in Gebärde und Wort äußern sie ihre Ratlosigkeit gegenüber dem Kunstwerk. Sie halten sich an den Inhalt, sie sind zufrieden, wenn sie nur das Was der Darstellung gefaßt haben. Das Wie zu beurteilen, überlassen sie gern dem Fachmann. Wenige nur suchen eine Hilfe. Und diese alle, wie sie es von der Schule gewöhnt sind, in Büchern: sie wollen Bestimmtes, Regeln, die man mit dem Verstand aufnehmen, an die man sich halten kann. Aber das hilft ihnen nicht weiter: jede Aesthetik, die verspricht, den Geschmack zu bilden, zum Urteil zu helfen, ist Charlatanerie; jede abgezogene Regel versagt vor dem Kunstwerk.

Es giebt nur eine Möglichkeit, den Geschmack zu entwickeln: die Schulung des Auges an Natur und Kunst! Gleichviel ob ein Lehrer die Aufgabe erfüllt, oder ob man, was sehr wohl möglich ist, sich auf sich selbst stellt, der Weg ist derselbe. A force de forger on devient forgeron. Und durch vieles Sehen lernt man sehen.

In jedem Werke der bildenden Kunst sind zwei Elemente. Mag es eine Wirklichkeit geben oder einen Traum des Künstlers, es muß, um überzeugend zu wirken, der Natur entsprechen, es muß wahr sein. Aber darüber hinaus muß es eine innere Harmonie besitzen, welche die Wirklichkeit nicht immer hat, es muß schön sein. Für die Wahrheit in der Kunst giebt die Beobachtung der Natur das rechte Empfinden, für die Schönheit in der Kunst das Studium der Kunst.

Die Beobachtung der Natur ist etwas im Wesen ganz Verschiedenes von dem sogenannten Genießen der Natur. Wäre dies eine gute Grundlage für die Bildung des Geschmacks, wahrhaftig, kein Volk könnte mit dem deutschen den Wettstreit wagen. Aber dieser Naturgenuß, von bösen Leuten auch Naturdusel genannt, giebt in dieser Hinsicht garnichts: er begnügt sich mit den allgemeinsten Eindrücken und beruht vielmehr auf der Luft der Lungen als auf der des Auges. Ich will ihn damit nicht schelten, denn es ist um ihn eine gar schöne und erquickliche Sache. Aber es giebt eben doch ein viel tieferes Verhältnis zur Natur, das eine Quelle feinerer und weicherer Empfindungen, und die Vorbedingung alles Kunstverstehens ist. Es ist mit dem Wort Beobachtung noch nicht ganz bezeichnet, aber es giebt keinen bessern Ausdruck. Ganz ähnlich liegt die Sache auch, wo es sich nicht um die Landschaft handelt, sondern um die Straße oder um einen Innenraum oder gar um einzelne Gestalten. Auch hier führt das bloße passive Aufnehmen nicht tief, sondern nur die bis ins einzelne eingehende Betrachtung. Ist man mit den Beobachtungen des Details zu Ende, dann erst nimmt man einen dauernden Eindruck, die „Stimmung“ des Ganzen, wie man heute gern sagt, als wirklichen, dauernden geistigen Besitz mit. Man hat damit die Grundlage gewonnen, ein Kunstwerk, das diesen Stoff schildert, an dem Ergebnis eigener Anschauung auf seine Wahrheit hin prüfen zu können. Man braucht es nicht erst durch langatmige Theorien zu beweisen, der schlichte, gesunde Menschenverstand sagt es, daß diese Grundlage allein ein gerechtes Urteil verbürgt: wer immer nur andre Kunstindrücke zum Vergleich heranziehen kann, der muß dem Künstler, namentlich dem echten Künstler, der Neues und Eigenes bringt, allemal Unrecht thun. Weil die meisten das leider thun, haben gerade solche Künstler so lange und schwer um Anerkennung zu ringen. Gerade bei unsern „Modernen“, die so ungeheuer viel Neues entdeckt haben, hat sich das gezeigt: man wollte und wollte ihnen nicht glauben, bis man anfang mit der Natur zu vergleichen und da erst merkte, wie oft sie gegen die „Alten“ und die eigenen Vorurteile im Recht waren.

Wie und von wem lernt man nun, die Natur so intim zu sehen? Der Künstler wird geneigt sein, zu sagen, der beste Lehrer sei der Künstler und die beste Lehre sei die Nachahmung der Natur. Das ist nur bis zu einem gewissen Grade richtig. Man kann völlig von selbst diese Fähigkeit erwerben, und man braucht durchaus nicht zu zeichnen und zu modellieren. Man hat nur nötig, sich daran zu gewöhnen, die Dinge, ein Farbenspiel, eine Linie so anzusehen, als hätte man die Aufgabe, sie wiederzugeben.

Aber man muß diese Dressur des Auges jahrelang fortsetzen. Freilich liegt schon in dieser Arbeit selbst ein rei-

cher Lohn: es ist unglaublich, welche Fülle der Gesichte sich aufdrängt, sobald man nur so zu sehen beginnt, wie die dürftigste Landschaft, das alltäglichste Stück Leben ungeahnte Reize zeigt, wie man schwelgt, wo das ungeübte Auge nichts entdeckt. Alle Menschen, die so sehen können, ob Künstler, ob nicht, bilden eine Art von Geheimbund: sie erkennen sich an einem Blick, an einem Wort. Diese Kunst zu sehen giebt dem Geist reichere und gesündere Nahrung als das furchtbar gebildete Wesen. Wer sie lehren kann? Nun, jeder, der sie besitzt. Aber, wer sie lernen will, muß, auch wenn er angeleitet wird, das Beste selbst thun, mechanisch kann man sie sich nicht aneignen. Am leichtesten wird sie der Mensch gewinnen, der von frühester Jugend an daran gewöhnt worden ist, aufmerksam anzuschauen. Die ganze Kunst ist ja am letzten Ende nichts als Aufmerksamkeit, und Eltern und Lehrer können garnicht früh genug beginnen, das Kind dazu zu erziehen. Es ist für alle Anforderungen des Lebens übrigens eine treffliche Hilfe: überall ist, wer gut sehen kann, im Vorteil, sodas hier praktisches und geistiges Vermögen zugleich gebildet werden. Natürlich kann die Schule hier sehr viel thun, ohne daß etwa, wie Pedanten fordern, ein besonderer „ästhetischer Unterricht“ dem Schulplan eingefügt würde. Br, wie trocken! Nein, der Anschauungsunterricht der Kleinen, später Naturgeschichte, ja, der deutsche Aufsatz und selbstverständlich das Zeichnen geben fortwährend Gelegenheit, in diesem Sinne zu wirken, wenn sie vernunftgemäß getrieben werden. Ein direkter Kunstunterricht wird sogar eher schädlich wirken, abgesehen davon, daß es an Material fehlt. Er könnte höchstens ganz am Ende der Schulzeit eintreten.

Man kann ja nun natürlich nicht immer das Bild mit der Natur, nicht einmal mit einer Erinnerung vergleichen, und bei phantastischen Stoffen ist eine derartige Prüfung von vornherein ausgeschlossen. Sie ist aber auch nicht nötig, weil sich aus der fortwährenden Beobachtung schließlich ein sicheres Naturgefühl, eine Empfindung für das Richtige und Organische entwickelt, die instinktiv entscheidet. Es ist dasselbe Gefühl, dessen der Künstler bedarf, sobald er mehr anstrebt als die Studie nach der Natur.

Wie weit diese Beobachtung gehen muß, um zu einem Urteil zu helfen, das kommt wesentlich auf die größere oder geringere Feinheit des Kunstwerkes an. Um ein Werk eines Naturvolkes oder einer naiven Kunstperiode zu beurteilen, oder einer schwachen Periode wie der jüngst vergangenen, dazu genügt das übliche Durchschnittsmaß an Wirklichkeitsgefühl, das dem Menschen unserer Zeit eigen ist. Wer die Feinheiten der Modernen verstehen will, der bedarf einer langen Uebung des Auges. Uebrigens haben diese Künstler durch ihre Arbeiten sehr viel zu einer Verfeinerung des Sehens beigetragen, mindestens bei denen, die willig und aufmerksam diesen Anregungen folgten. Wenn sie z. B. zuerst die eigenartigen Lichtstimmungen der verschiedenen Jahreszeiten und innerhalb dieser der verschiedenen Tageszeiten empfanden und empfinden lehrten.

So regt also das Kunstwerk auch zur Beobachtung der Natur an, giebt uns Richtung und Inhalt dafür. Wir kehren wissender, reicher zur Kunst zurück und werden wieder an die Natur gewiesen. In diesem währenden Hin und Her wachsen wir am schnellsten.

Das Urteil über die Naturwahrheit eines Kunstwerkes ist aber selbst da, wo es sich um die Schilderung einer Wirklichkeit handelt, durchaus noch nicht ein Urteil über das Werk. Es kommen noch eine ganze Reihe anderer Dinge in Betracht, vor allem Auffassung und Form! Die Empfindung für diese Dinge, besonders die sehr wichtige Fähigkeit, die Absicht des Künstlers zu begreifen, läßt sich nur durch die Betrachtung der Kunst, besonders der alten Meisterwerke, erwerben. Der erste Grundsatz für jeden, der mehr als oberflächlichstes Sehen und eifertiges Urteilen des Kunstwerks anstrebt, muß sein: dem Künstler sein Recht zu geben, dem, was er zu sagen hat, zu lauschen.

Das ist zunächst etwas rein Außerliches nötig: Zeit. Die Museen und Ausstellungen haben den modernen Menschen an häufiges Vorbeigehen am Kunstwerk gewöhnt. Ich habe in langjährigem Kunstunterricht, den ich nur in den Museen erteile, immer und immer wieder die Erfahrung gemacht, daß unvorbereitete Schüler zu einem ganz verständigen Urteil kommen, wenn man sie nur lange genug vor einem Werke festhält. Jedes Kunstwerk spricht zu uns: man muß es nur ausreden lassen. Wer alles besser weiß und immer nur seine eigene Weisheit wieder hören will, der ist für die Kunst verloren. Unbefangenheit thut not: wenn ich — man muß bei solchen Dingen von Erfahrungen sprechen dürfen — die schon sehr gelehrten Studenten, mit denen ich in den Kollegien zusammen war, und meine Schülerinnen, die ohne jede Vorbildung in dem Fache sind, vergleiche, so zweifle ich nicht, daß diese das weit bessere Kunstpublikum darstellen.

Also: der Ausgangspunkt ist immer die Absicht des Künstlers. Der Beschauer muß versuchen, zu erkennen, was der Schöpfer des Werkes mit Auffassung und Form wollte. Man braucht sie ja deswegen noch nicht anzunehmen. Aber wie will man einen neuen Sinn und eine neue Schönheit entdecken, wenn man von irgend alten Vorurteilen, Dogmen und Regeln ausgeht, von irgend einem der zehntausend ästhetischen: „Die Kunst soll —“

Etwas anders ist es mit den Gesetzen, die aus der Art und den Mitteln einer bestimmten Kunst sich ergeben oder aus der Aufgabe des Kunstwerks, zu schmücken. Solche Gesetze giebt es, nur Barbaren können das leugnen. Aber es giebt noch keine Aesthetik, die sie formuliert hat. Und vielleicht ist sie auch nicht nötig, vielleicht nicht einmal möglich. Nicht nötig, weil eben durch eine fortgesetzte, sorgfältige Betrachtung von Kunstwerken sich ein Instinkt für das künstlerisch Schöne entwickelt. Nicht möglich, weil diese Empfindungen, weil die Schönheit einer Linie, eines Farbenakkords sich nicht beschreiben lassen.

Also: nur durch eigene Arbeit, durch Betrachtung von Natur und Kunst, kann man den Geschmack bilden, der dann nicht der Fähigkeit passiven Kunstempfindens allein, sondern auch in unserm ganzen Thun, in der Art, wie wir unsere Wohnung schmücken, wie wir uns kleiden, wie wir vielleicht dilettierend selbst schaffen, zum Ausdruck kommt. Man kann darüber ganz beruhigt sein: innerhalb dieses Geschmacks ist für die verschiedenen Geschmacksarten immer noch Raum genug, jede Persönlichkeit kommt zu ihrem Recht. Gerade dagegen, wer so sich nicht bildet, fällt in den Geschmack aller: in den schablonenhaften Geschmack, oder in die Geschmacklosigkeit.



Elektrische Küche.

Alles elektrisch!

Hierzu die Abbildungen Seite 480 und 481.

Nachdruck verboten.

Die glänzenden Erfolge der Elektrotechnik auf dem Gebiet der Licht- und Kraftzeugung haben bis jetzt eine Arbeitsleistung des elektrischen Stromes in den Schatten gestellt, die eigentlich als die ursprünglichste Aeußerung dieser Kraft angesehen werden muß: die Wärmeentwicklung. Jeder elektrische Strom erzeugt Wärme, wenn er die Leitung durchfließt, und jeder Leitungsdraht kann durch einen genügend kräftigen galvanischen Strom zum Glühen gebracht werden. Die Erwärmung hängt von der Stromstärke und dem Widerstand des Leiters ab, und wir haben es in der Hand, nicht nur jeden Temperaturgrad, sondern auch eine beliebige Konzentration der Wärmewirkung, wie es für Heizzwecke notwendig ist, hervorzurufen.

Die einfachste Form eines elektrischen Heizapparates besteht in einem spiralförmig aufgewundenen Neusilberdraht, der, auf einer isolierenden Platte von Porzellan oder Asbest befestigt, durch den Strom einer kräftigen Batterie oder Dynamomaschine erhitzt wird. Der erglühende Draht kann dann entweder direkt zur Erwärmung oder Entzündung eines Körpers dienen, wie beim elektrischen Plättisen, Cigarrenanzünder und ähnlichen Gegenständen im Haushalt, oder es kann die Uebertragung milderer Wärme durch die Isolier- und Deckplatten erfolgen, wie dies insbesondere für Kochzwecke angemessen ist. Anstelle des Neusilberdrahtes verwendet man auch mit ganz feinen Platinadrähten umwickelte Asbestschnur, die spiralförmig in eine Chamotteplatte eingelegt und mit einer Glimmerseibe überdeckt wird, sodaß die zu erhitzenden Gefäße direkt auf diese Platte gestellt werden können.

Will man größere Zimmeröfen konstruieren, so hat man den Draht, der bei zu heftiger Wärmeentwicklung schmelzen könnte, nur angemessen stark und lang zu wählen und ihn, in zahlreichen Spiralen aufgewickelt, in einem eisernen Mantel unterzubringen. Derartige Öfen sind in der That vielfach als transportable Heizapparate in England und Amerika, in jüngster Zeit auch in Deutschland hergestellt worden.

Die elektrische Heizung ist also höchst einfach und bequem, und man fände fürwahr an diesem Heizsystem absolut nichts auszusetzen, wenn die Erzeugung elektrischer Wärme weniger kostspielig wäre. Denn starke elektrische Ströme werden nur durch Dynamomaschinen erzeugt und diese fast ausschließlich durch Dampfkraft getrieben. Aber nur reiche Leute können sich den Scherz leisten, mit einigen Centnern Kohle, die sie direkt zur Heizung zahlreicher Öfen und Kochherde verwenden könnten,

einen Kessel behufs Erzeugung von Wasserdampf anzuhetzen, um mit diesem unter erheblichen Verlusten eine Maschine zu treiben, die wieder unter bedeutendem Kraftverlust eine Dynamomaschine zur Erzeugung elektrischer Wärme in Bewegung setzt. Anders liegt allerdings die Sache, wenn billige Kräfte, wie Wasser und Wind, zum Antrieb der Dynamomaschinen nutzbar gemacht werden, wie dies zweifellos in Zukunft mehr und mehr geschehen wird. Unter Umständen wird dann die elektrische Heizung billiger als Holz- und Kohlenfeuerung werden! Die praktischen Amerikaner haben das bereits im großen Stile erprobt; sie haben u. a. in der kanadischen Stadt Ottawa am gleichnamigen Flusse eine großartige elektrische Anlage geschaffen, wobei die Verwertung der Elektrizität für Heizzwecke besondere Berücksichtigung fand. Die Wasserfälle des Flusses treiben drei Turbinen, von denen zwei eine elektrische Bahn, die dritte den gesamten Heizapparat in Betrieb setzen.

Die Kraftzentrale selbst wird durch drei unter dem Fußboden des Maschinenraumes angeordnete Heizapparate erwärmt. In der Stadt befinden sich zahlreiche Privathäuser mit elektrischen Heiz- und Kochapparaten, sowie verschiedene Heizvorrichtungen für industrielle Betriebe. Auch die Heizung der Waggons der erwähnten Bahn erfolgt elektrisch. Ganz so günstig wie in Ottawa liegen die Verhältnisse allerdings selten. Nichtsdestoweniger darf man mit Sicherheit annehmen, daß man auch bei uns in absehbarer Zeit Mittel und Wege zur Verbilligung der elektrischen Kraft finden wird. Bis dahin werden wir uns freilich mit weniger kostspieligen Annehmlichkeiten, die wir uns mit Hilfe der Elektrotechnik verschaffen können, begnügen müssen. Im Familienkreise erregen heute schon einige kleine Vorrichtungen, die durch das galvanische Element eines Haus-telegraphen in Betrieb gesetzt werden, eine gewisse Sensation. So verbindet man mit Vorliebe eine über der Wanduhr angeordnete Glühlampe mit der Leitung, um jederzeit durch einen Druck auf einen Knopf bei Nacht oder während der Dämmerung das Zifferblatt beleuchten zu können. Einer großen Beliebtheit, namentlich in England, erfreuen sich transportable Leuchten und Lampen, welche schon mit Rücksicht auf die Feuer-sicherheit empfehlenswert sind.

In Häusern, die bereits an das elektrische Straßennetz angeschlossen sind, wird man sich mit Rücksicht auf besondere Vorteile auch manch kostspieligeres Vergnügen leisten können. So wird die Hausfrau die Vorzüge eines elektrischen Plätt-eisens, das jederzeit durch Schließen des Stromes erhitzt und ebenso schnell wieder abgekühlt werden kann, wohl zu schätzen wissen. Eine weitere, wenn auch noch ziemlich kostspielige Annehmlichkeit ist die elektrische Treppenbeleuchtung bei Nacht, die jetzt bisweilen automatisch durch Öffnen der Hausthür in Betrieb gesetzt wird und so lange die Erhellung des Treppenhauses bewirkt, daß man bequem die Wohnung erreichen kann. Inzwischen sind die elektrischen Fernzünder für Gasflammen in jüngster Zeit so vervollkommen worden, daß man sich dieselbe Annehmlichkeit mit geringeren Mitteln verschaffen kann. In Berlin konstruiert man u. a. einen Apparat, der bei einem Fingerdruck auf einen Knopf in beliebiger Entfernung eine oder mehrere Gasflammen entzündet und bei einem zweiten Druck wieder verlöscht unter gleichzeitigem Schließen des Gas-hahns.

Bei weiterer Vervollkommnung dieses Systems wird man auch Gasloch- und Heizapparate mit Fernzündern verbinden, sodaß z. B. die Hausfrau vom Schlafzimmer aus den schon abends aufgestellten Kaffee oder Thee bereiten und die Wohnzimmer heizen kann, ohne die Hilfe eines Diensthofen in Anspruch nehmen zu müssen.

Aber selbst in Häusern, die keine elektrische Leitung besitzen, bedient man sich schon heute eines kleinen Fernzünders, mit dessen Hilfe selbst Kinder gefahrlos das Gas an Kronen und Ampeln anstecken können. Es ist dies ein kleiner Apparat in Form einer leichten Metallstange oder Peitsche, in deren Griff ein kleines galvanisches Element untergebracht ist. Bei Berührung eines Druckknopfes springt aus der Spitze ein elektrischer Funke, der die Entzündung des Gases bewirkt.

Alle diese mehr oder minder zweckmäßigen Vorrichtungen geben aber nur einen ungefähren Begriff davon, welche Rolle die Elektrizität im Haushalt noch zu spielen berufen ist. In nicht allzulanger Zeit wird jedes Haus einer Großstadt an das elektrische Straßennetz angeschlossen sein, wird jeder Hausstand ebensogut Elektrizität geliefert erhalten wie heute Gas und Wasser. Wir werden dann nicht allein elektrisch heizen, kochen und braten, sondern auch elektrisch waschen, rollen und plätten, d. h. die heute schon gebräuchlichen Waschmaschinen, Mangeln u. s. w. werden unter gleichzeitiger Anwendung von

Wärme und Kraft in Betrieb gesetzt werden. Vermutlich wird man dann auch das Nähen, Weben und Stricken im Hause elektrisch betreiben. Elektrische Aufzüge werden in jedem Hause Personen und Lasten befördern und die Treppen allenfalls als trauriger Nothelf gelten. Das Telephon wird so verbreitet sein wie heute die elektrische Glockenleitung, und jedermann wird sich der elektrischen Kraft bedienen wie seines Taschenuferzeuges.

Romteß Hilde.

Skizze aus dem Leben. Von Adelheid Weber.

Nachdruck verboten.

Romteß Hilde öffnete den Mund zu einem Laut, der halb Seufzer, halb Gähnen war.

Es war aber auch zu langweilig! Im Sommer ging ja das ostpreussische Landleben immerhin an — Voglergäste, Besuche von und auf den Nachbargütern, Reiten, Jagden, Bootfahrten, Croquet, Tennis — kurz, es ließ sich immerhin leben. Und im Winter war Berlin da, auch wohl einmal Paris oder London.

Aber daß Papa den Aegerer, den er im Reichstag gehabt hatte — seine eigene Partei hatte Papa Heißhorn dementieren zu müssen geglaubt — daß er diesen Aegerer lust in Kempin verdauen wollte, in Kempin, wo in dieser entsetzlichen Fastenzeit und bei den aufgeweichten Frühlingswegen kaum ein Fuchs nachts durch das Parkgitter guckte, geschweige denn auch der langweiligste Nachbar sich zu einem Besuche einstellte, das war hart! Papa hatte ja immerhin die Landwirtschaft, obwohl Romteß Hilde in den legerischen Gedanken, die die Langeweile gebar, meinte, die Inspektoren würden wohl ohne ihn ebenso gut oder besser mit den Arbeiten fertig; aber Papa selbst war vielleicht anderer Ansicht, denn er ritt, fuhr und ging den ganzen Tag lang auf den Feldern herum, schalt und ordnete an, daß es eine Lust war — für ihn, heißt das, nicht für seine Leute.

Aber Hilde! Nicht einmal reiten konnte sie, seit Flirt sich neulich den Fuß verstaucht hatte. Also was thun? Lesen?



Elektrische Plättanstat.

Hier auf dem Lande öffnete Papa die Bücherpakete und nahm alle Konterbände heraus — auf sein Zimmer. Da aber verschloß er sie, wenn er ausging.

Klavierpielen oder Singen? Ja, wenn Hilde einen Partner gehabt hätte! Aber so!

Also spazieren gehen! Bei den Wegen, und wenn gar keine Aussicht war, jemandem zu begegnen!

Aber immerhin — die Chaiselongue bekam man auch satt; also rüstete Hilde sich zum Ausgange.

Es war Osterluft draußen: dieser mildherbe Vorfrühlingshauch, diese schüchterne Wärme des Sonnenscheins bei kalter Luft; am Boden jelsam grünes Moos — war es so grün über Winter geblieben oder schon so grün im Vorfrühling geworden? — an den Sträuchern dicke, braune Knospen, in der Luft etwas wie fernes Flügelschwirren, Vogelzwitschern, über der Erde der Duft der aufgerissenen Scholle, die Saat grün, der Himmel blau — alles noch kahl und kühl und in allem ein einziger Atemzug der Erwartung.

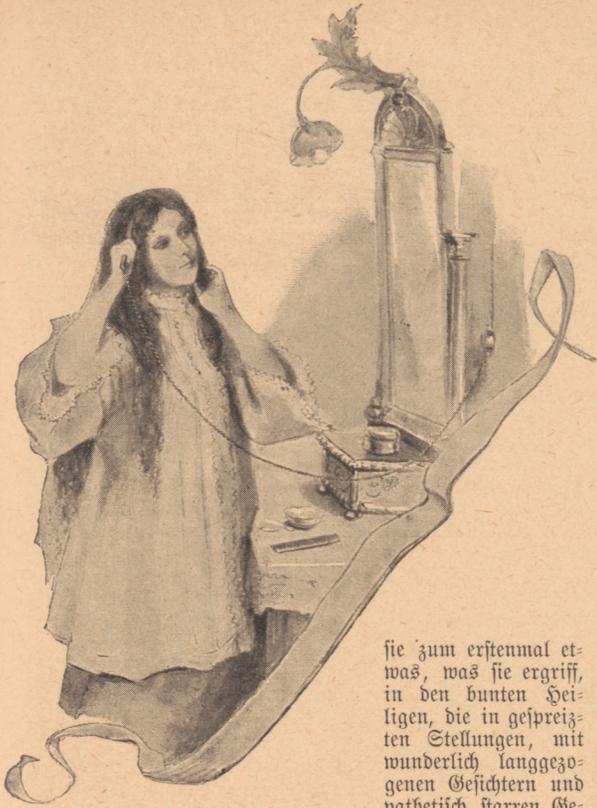
Auch Hilde wurde eigen zu Mute — so, als ob auch in ihr sich's rege und nach etwas verlange, das... ja wonach verlangte es eigentlich? Nichts Bestimmtes fiel ihr ein, es war nur ein zugleich unbehagliches und köstliches Dehnen und Necken in ihr, ein unbequem süßes Gefühl von Leere, von Aufgespanntsein, von Erwartung...

Sie war durch den Park und das Dörfchen entlang geschritten, in dieser träumerischen, mit dem eigenen Selbst beschäftigten Stimmung, in der sie die Eindrücke ihrer Umgebung in sich aufnahm, ohne die Einzelheiten so recht zu unterscheiden. Nun stand das Dorfkirchlein vor ihr auf einem kleinen Berge, dessen Birken schon einen graubraunen Schein hatten. Auch das Kirchlein selbst sah heute anders aus als sonst. Wenigstens Hilde hatte noch nie bemerkt, daß um die altersgrauen, fast ungeliebten Mauern, um den plumpen viereckigen Turm, um das ganze häßliche, noch aus der Ordenszeit stammende Bauwerk etwas wie Romantik webte. Aus dem Innern der Kirche drang Orgelklang; der neue Dorfschulmeister, der zugleich Organist war, übte wohl für die Festtage.

„Stimmungsvoll!“ sagte Hilde und trat leise ein, setzte sich nahe dem Eingang auf eine steile Holzbank und ließ die Blicke halb träumerisch in dem Kirchlein umherwandern. Sie hatte es immer abhienlich gefunden, quälend in der bunten Aufdringlichkeit seiner primitiven Wandmalereien. Jetzt sah



Bewegliche elektrische Lampe.



Elektrische Brennschere.

sie zum erstenmal etwas, was sie ergriff, in den bunten Heiligen, die in gespreizten Stellungen, mit wunderbar langgezogenen Gesichtern und pathetisch starren Gebärden der Arme und Finger sehr unnatürlich

und doch zugleich sehr naiv und selbstvergessen fromm standen.

Und dazu war's, als ob in der Orgel eine weinende Menschenstimme sich durchringe durch dumpfes Murren der See und Brausen des Sturmes und Flüstern des Laubes, das sie umtönte und umschloß, eine Menschenstimme, die durch alle Stimmen der Natur hindurch ihr ewiges Lied sang von Sehnsucht und Schmerz und Glauben und Seligkeit — und wieder Sehnsucht — Sehnsucht!

Als die Orgel endlich schwieg, stand Hilde rasch auf und verließ das Kirchlein. Sie mochte sich nicht durch die leibhaftige Erscheinung des Spielers in den Alltag zurückreißen lassen.

Am nächsten Tage um dieselbe Stunde war Hilde wieder in der Kirche und so an allen folgenden der Woche. Und immer spielte der Organist, und wie es Hilde dünkte, wurde sein Spiel immer schöner. O, es war schön, es war erhebend, sich so dem Eindruck der Musik hinzugeben, ohne irgend von Persönlichem beeinflusst zu werden!

Wirklich, sehr schön, sehr erhebend — wenn auch auf die Länge dies gänzliche Verborgenheit des Spielers etwas Intriguerendes hatte. Schließlich gab es doch Beziehungen zwischen dem Menschen und der Kunst, die er ausübte. Es mußte ganz interessant sein, ihnen nachzuspüren — nun gar hier bei diesem Dorfschulmeister, der ein Künstler war! Ob man wohl etwas von diesem Künstlertum seiner äußern Erscheinung anmerkte?

Hilde reckte den Kopf und stellte sich auf die Zehenspitzen, aber die hohe Brüstung des Orgelchors verbarg die Gestalt des Spielenden gänzlich. Nur einmal als die Musik schwieg, glaubte Hilde blonde Locken zu sehen, ganz fein, wie ein Glorienschein. Und sie malte sich sofort den Kopf unter diese Haargloriole: weiche, edle Züge von etwas krankhafter Blässe, blaue Augen von großer Tiefe, aus denen dieselbe Sehnsucht blickte, die in den Tönen weinte, weiche, feine Lippen, ein etwas spärlicher Bart — und zu diesem Kopf die passenden Hände: schmale, durchgeistigte Künstlerhände mit langen, schlanken Fingern. Ein junger Chopin, der in eine Dorfschule verschlagen war und dessen Seele in nur halb bewußter Dual die gebundenen Flügel dehnte.

Hilde blieb heute länger als sonst in der Kirche. Sie wollte warten, bis der Spieler sein Spiel beendet hatte, wollte ihn dann sehen, beobachten, vielleicht anreden.

Und sie malte sich aus, wie das Gesehene werde: er kam die Treppe herunter, den Kreuzgang entlang, mit etwas gekrümmter Stirn, hinter der noch die Töne nachklangen, die er eben zum Leben geweckt hatte. Oder er hatte den Kopf etwas in den Nacken geworfen und blickte mit Augen zur Decke, die Unsichtbaren sahen — etwa wie der stilisierte Beethovenkopf daheim über Hildens Flügel — um seine Lippen irrte ein verzücktes Lächeln. So kam er



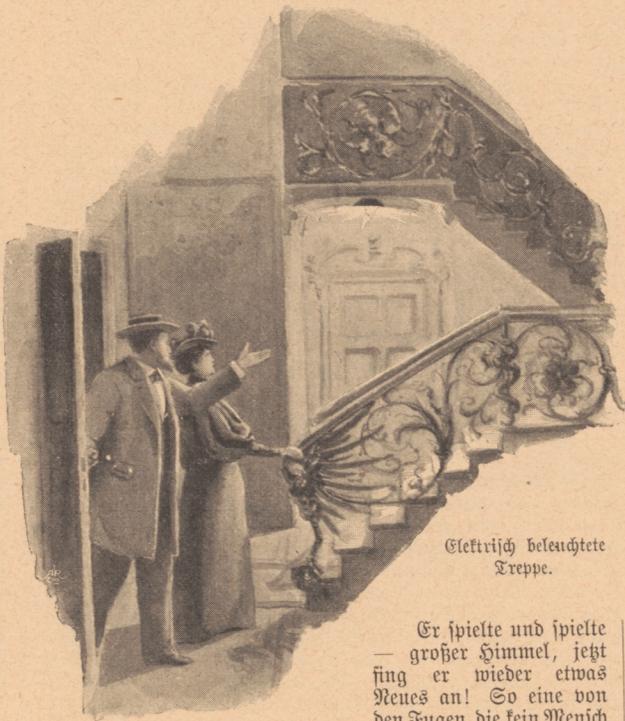
Elektrischer Cigarrenanzünder.

schmalen Hand über

die durchgeistigte Stirn, wie einer thut, der nicht weiß, ob er geträumt hat oder noch träumt. Und schließlich, sich selbst konnte Hilde es ja eingestehen, ihre Erscheinung war dessen nicht unwürdig, eines Künstlers Traum zu verwirklichen; diesem jungen, weltfremden Menschen mußte sie mit ihrem pikanten Gesichtchen, mit ihrem schwarzen Krauskopf, mit ihren glitzernden Augen und ihrer leichten, kleinen Gestalt, die mit der kostbarsten Einfachheit gekleidet war, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt vorkommen. Er blieb denn auch wie verzaubert stehen; Hilde aber kam seiner Befangenheit mit ihrer Gewandtheit entgegen — sie war ja mit ihren achtzehn Jahren ein Abgrund von Welterfahrung! Sie leitete also die Unterhaltung mit ein paar hübschen Worten über sein Spiel ein. Da flog dann ein entzücktes Lächeln über sein Gesicht, und nun erzählte er von seiner Kunst, die schon den Knaben Hunger und Kälte, Schelte und Schläge hatte vergessen machen; erzählte, wie er im geheimen, in der Nacht geübt und phantasiert hatte — daß heimliches Musizieren in beschränkten Räumen auf Schwierigkeiten stoßen könne, bekümmerte Hilde nicht. Dann wurde er natürlich immer wärmer, sprach von dem Vater, der lange tot war, von dem alten Mütterlein, das mit zitternden Händen Brot für ihn erspann — Mütter in so schönen Romanen, wie der Hildens, sind ja immer uralt, auch wenn ihre Söhne erst zwanzig Jahre zählen. Und sie kamen dann tiefer und tiefer ins Plaudern, und er offenbarte ihr seine Sehnsucht, in die Welt zu kommen, sein Talent auszubilden.

Und sie sagte ihm — ja, was wollte sie ihm eigentlich sagen? Daß sie ihm helfen wolle — daß sie Papa bitten werde. Aber wenn er nun stolz war? Wenn er solche Andeutungen als Beleidigung aufnehmen würde?

Ah Gott, wenn er nur erst käme! Wollte denn das Spiel garnicht aufhören? Wann sollte denn hier unten Hildens Roman anfangen, wenn da oben die Musik nie aufhörte?



Elektrisch beleuchtete Treppe.

Er spielte und spielte — großer Himmel, jetzt fing er wieder etwas Neues an! So eine von den Zugen, die kein Mensch versteht, bei denen tausend

Stimmen durcheinanderschreien, sodas die Kirche dröhnt und der Kopf des Zuhörers springen will, eine von diesen gräßlichen Zugen, die nie zu enden scheinen! Gott sei Dank, jetzt brach sie mit einem Schrei ab — aber da fing schon wieder eine neue an, eine noch ärgere! Nein, das war nicht zum Aushalten!

Hilde hustete energisch. Doch was wollte der schwache Laut gegen den Spektakel sagen, den da oben die Orgel vollführte! Hilde trat aus der Kirchenbank und warf einen der Stühle um, die im Hintergrunde des großen Ganges standen. Keine Wirkung!

Hilde ging zum Ausgang, ergriff mit beiden Händen die Kirchenthür, riß sie weit auf und warf sie dann mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kräfte ins Schloß.

Endlich! Die Orgel verstummte bei dem donnerähnlichen Knall — ein Kopf beugt sich über die Brüstung. Daß Hilde nur so kurzichtig war! Sie unterschied von hier aus nicht einmal, ob der Kopf da oben wirklich blond war. Aber hell erschien er ihr, und ein Sonnenstrahl leuchtete drüber hin.

Hildens Herz klopfte. Nun mußte er herunterkommen. Freilich, aus seinem Künstlertraum hatte sie ihn geweckt, dieser Teil ihres Programms fiel aus. Aber wenn der andre nur blieb!

Waren das nicht Schritte? Jetzt mußte er die Treppe des Orgelchors herunterkommen sein, jetzt den Gang betreten.

Hilde stand, mit beiden Händen am Griffe der Thür, als mühte sie sich vergebens, sie zu öffnen. Er würde ihr also seine Hilfe anbieten, seine Manneskraft für ihre weibliche Schwäche einsetzen. Das gäbe auch eine gute Einleitung des Gespräches.

Aber er kam nicht. Hilde stand und stand — kein Laut — kein Schritt. Endlich fiel es ihr ein, das Abscheuliche, wenn auch leider ganz Natürliche: er war durch die Thür der Sakristei, in die ja die Chortreppe mündete, unmittelbar ins Freie getreten, und nun längst über alle Berge.



Wanduhr mit Glühlampe und elektrischer Kronenanzünder.

„Donnerwetter!“ sagte Hilde. Ja, sie sagte wirklich so und stampfte dazu mit dem Fuß auf die Fliesen der Kirche. Dann riß sie mit einem Ruck die Kirchenthür auf und stapfte, ohne sich nur umzusehen, mit sehr energischen Schritten durch den Frühlingschmutz nach Hause.

Dort angelangt, hatte sie zweierlei endgiltig festgestellt: erstens, daß er ihr nicht begegnen wollte, und zweitens, daß sie ihn nun gerade sehen mußte und würde! Denn was auch die Ursache seines Zurückweichens war, übergroße Schüchternheit oder übergroßer Stolz, es machte ihn nur um so interessanter. Und wenn es nun gar — Hilde wurde rot — er kannte sie vielleicht schon lange; sie kam ja doch öfter einmal ins Dorf, und natürlich mußte sie ihm da aufgefallen sein, während sie an ihm achtlos vorübergegangen war. Wenn nun die Sehnsucht, die in seinen Tönen weinte, nicht bloß seinem unerfüllbaren Kunststreben galt?

Einerlei — so etwas durfte sie natürlich nie zu vermuten scheinen, durfte er natürlich nicht einmal andeuten! Vielleicht fürchtete er, daß, wenn sie ihm gegenüberstände, er nicht völlig seinen Blicken, seinen Worten werde gebieten können. Aber sie würde ihm mit ihrer Geistesgegenwart auch um diese Klippe herumhelfen.

Also ging sie am nächsten Tage doch wieder zum Dorfkirchlein, etwas früher als sonst, denn sie wollte ihn womöglich stellen, wenn er ankam, sonst entwischte ihr der Schüchterne am Ende wieder. Sie ging diesmal in die Sakristei, die er ja als Durchgang zum Orgelchor benutzte. Als sie die Thür hinter sich schließen wollte, hörte sie oben auf dem Orgelchor Stimmen. Sie ging dicht an die Wendeltreppe und lauschte. Die Worte kamen so deutlich herunter, als bilde die Treppenöffnung ein Hörrohr, das den Schall unmittelbar zu ihrem Ohre leitete.

„Nu bin ich doch neugierig, ob du mir wieder was vorjesunkert hast,“ sagte da oben eine breite Stimme in schönstem ostpreussischem Dialekt.

„Wirst gleich sehn,“ antwortete eine noch breitere, die sich vergebens bemühte, gebildet zu reden, „sie muß gleich kommen, pünktlich is sie. Wenn sie man nich so jräßlich seßhaft wär! Vor so'n Stundener zwei oder drei rückt und rührt sie sich nich.“

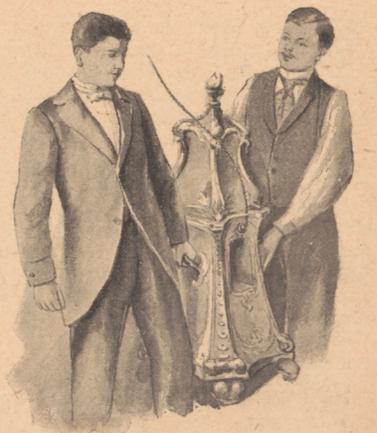
„Hör mal,“ sagte die erste Stimme, „da bandelt sich doch am End' nich was an?“

Ein dröhnendes Gelächter antwortete der Frage. „Ach du mein liebes Gottchen!“ kam es halb erstickt dahinter, „du willst mir am End' deine Schwester eiferjüchtig machen! Rei, mein liebes Kerlchen, is nich! Sieh sie dir mal erst an! So'n mageres, schwarzes, verhuzeltes Ding, wie sie is! Un denn de Marie! A forches Mädcl vom Kopf bis zum Zeh! Rei, mein bestes Kerlchen, un wenn sie auch zehnmal 'ne Komteß is —“

„Na, ne Bauerntochter mit so 'nem Heiratsjut wie de Marie is auch nich zu verachten,“ kam es etwas gekränkt zurück. „So 'n forcher Kerl wie ich aber auch nicht!“

„Na ja, dick un rot bist jenug — das hast von deiner Mutter geerbt. Is übrigens 'n dücht'ges Weib, rund wie'n Appel un in der Wirtschaft forsch wie der Deibel. Aber du — wenn die Komteß wirklich nichts mit dir hat, warum läufst se dir denn hierher nach, un was hat se hier stundenlang zu sitzen?“

„Weiß ich's? Vielleicht 'ne Musiknärin; unter dem vornehmen Volk soll's ja welche jeben, die bei jedem Ton



Transportabler elektrischer Ofen.

die Augen verdrehen, als käm' er direkt vom Himmel herunter. Na, un hübsch jemig spiele ich doch wohl —
 „So — un warum bliebst du stundenlang sitzen?“
 „Na, wenn sie sich nicht rückt und rührt.“
 „Dann kannst du doch einfach aufstehen un rausgehen?“
 Eine kleine Stille folgte auf die Frage, dann ein etwas verlegenes Lachen. Endlich: „Du, Kerlchen, siehst, ich konnt' ja nicht wissen, ob ich ihr nicht doch bezejnen würde, und — na, siehst du, das wär mir eflig gewesen — denn — die neuen Stiebeln wollt' ich mir doch zur Hochzeit verwahren — und die ollen, die ich anhatt' — waren entzwei!“
 Der Sprecher verstummte plötzlich; die beiden sahen sich an. Dann sagten beide zugleich: „Hat da nicht einer jeweint?“
 „Ging da nicht jemand unten?“
 Sie standen noch eine Weile, beugten sich über das Orgelchor und spähten in das Kirchenschiff hinunter. Dann schlichen sie beide die Treppe hinab. Aber es war niemand in der Kirche und niemand in der Sakristei — nur die Thür des Seiteneinganges stand halb offen, und der Luftzug bewegte sie ein wenig.

Götzen.

Von Carry Brachvogel.

Nachdruck verboten.

inen Fetisch, plump geboffelt,
 Grell geschmückt mit Farb
 und Tand,
 Zeigte uns der Weltumsegler:
 „Jeder Wilde schnitzt ge-
 wandt

Solchen Fetisch sich zum Gotte,
 Den er liebt und hochverehrt,
 Den er schmückt mit buntem Zie-
 rat —
 freilich nur wenn er erhört

Das Gebet, das zu ihm steigt.
 Fleht vergeblich es ihn an,
 Dann ist's um des armen Götzen
 Herrlichkeit recht schnell gethan.

Dann zur Strafe werden eiligst
 Zier und Flitter ihm geraubt.
 Prügel sausen unbarmherzig
 Auf des Fetischs heil'ges Haupt.

Schließlich wird er fortgeworfen,
 Und ein anderer geschmückt,
 Der in Zier und Putz des Alten
 Auf des Alten Altar sitzt.“

Also sprach der Weltumsegler.
 Und ich dachte still für mich:
 „Gott, wie dumm ist solch ein Heide!
 Lieber Gott! Wie flug bin ich!“

Abends, als ich heimkam, lag ein
 Kleiner Brief für mich bereit:
 „Gnäd'ge! Sie zum Ball geleiten
 Morgen — nicht die Möglichkeit!“

Vormittags um zehn Uhr Probe.
 Uebermorgen, Wallenstein,
 Muß mich also gründlich schonen,
 Könn't' als Mag sonst heiser sein.

Werden Sie mich darum schelten?
 Zürnen mir in Blick und Wort?
 Nein! Denn hent wie allzeit heißt es
 Ihr getreuester —“ Und so fort ...

Legte still den Brief beiseite,
 Dachte stiller noch für mich:
 „Gott! Wie flug ist solch ein Heide!
 Lieber Gott! Wie dumm bin ich!“

Rationelles Heizen und Lüften.

Von Fred Hood.

Nachdruck verboten.

Während schon die auf niedrigster Kulturstufe stehenden Völker sich in ihren Zelten durch Entzünden von Holz oder sonstigen angelammelten Brennstoffen gegen die Einflüsse der kalten Witterung zu schützen suchten, hat man die regelrechte Zuführung reiner, frischer Luft in die zum Aufenthalt von Menschen bestimmten Räume erst in neuerer Zeit als wichtiges Erfordernis zur Pflege und Erhaltung des Körpers erkannt. So ist es erklärlich, daß die Lüftungsvorrichtungen im allgemeinen noch nicht die Vollkommenheit erreichten wie die Heizapparate, die in ihrer heutigen Beschaffenheit das Ergebnis einer seit Jahrhunderten gepflegten Technik darstellen. Indessen hat gerade das Verlangen nach guten Lüftungsvorrichtungen in unsrer Zeit zur Vervollkommnung der Heizapparate wesentlich beigetragen, so daß man die Heizung und Lüftung eines Hauses heute als ein organisches Ganze anzusehen pflegt.

Von den Brennstoffen kommen für die Erwärmung der Wohnräume im Grunde nur die festen, nämlich Stein-, Braun- und Preßkohle, Holz, Torf und Koks, sowie von den gasförmigen noch das Leucht- und Generatorgas in Betracht.

Unter Generatorgas versteht man das unmittelbar an der Verwendungsstelle erzeugte Gas. Der Verbrennungsprozeß und die Wärmeentwicklung dieser Heizmaterialien beruht auf der Verbindung der brennbaren Bestandteile (des Kohlenstoffs, Wasserstoffs und Schwefels) mit dem Sauerstoff der Luft. Die Verbrennung erfordert also die Zuführung einer gewissen Luftmenge; von der Einrichtung des Heizapparates und der Beschaffenheit des Brennstoffes hängt es jedoch ab, ob eine vollständige oder nur teilweise Verzehrerung des letzteren erfolgt. Je vollständiger die Verbrennung, um so besser wird die Heizkraft eines Materials ausgenutzt.

Die durch den Verbrennungsprozeß einer Menge Sauerstoffs beraubte, aber mit gesundheitschädlichen Verbrennungsprodukten erfüllte Luft steigt infolge ihres verringerten spezifischen Gewichts in die Höhe und entweicht durch den Schornstein, um unten der frischen Luft den Zutritt zur Feuerung zu gewähren. Die Unterhaltung des Feuers bedingt also einen beständigen Luftzug, über dessen Wirkung uns die Färbung der Flammen belehrt. Die bläulichgrüne Färbung zeigt von vollständiger, eine rötliche oder rötlichgraue Flamme von unvollständiger Verbrennung der Kohlenstoffteilchen.

Die Stärke des Zuges nimmt mit der Höhe des Schornsteins zu, doch ist natürlich auch die Temperatur der abzuführenden Rauchgase von wesentlichem Einfluß. Es soll jedoch weder ein zu heftiger, noch ein zu mäßiger Zug erzeugt werden, da im ersten Falle die Wärme zum Schornstein hinausfliegt, im andern Falle die Verbrennung nicht vollständig erfolgt. Für Wohngebäude genügt es im allgemeinen, den Schornstein über First hinauszuführen.

Da die massiven Schornsteinwände die Wärme verhältnismäßig lange bewahren, so findet noch längere Zeit nach Erlöschen der Heizflamme eine Entlüftung durch den Ofen statt. Tritt aber plötzlich milde Witterung ein, so daß die Luft im Schornstein kälter als die Außenluft ist, so kann es passieren, daß eine Zugwirkung in umgekehrter Richtung eintritt und beim Entzünden des Feuers der Rauch in das Zimmer zurückschlägt. Da man diese Erscheinung im Frühjahr bei heiterem Wetter am häufigsten beobachtet, so glaubt das Volk, die Sonne trage die Schuld an diesem Uebelstande. Daher die vulgäre Redensart: „Die Sonne steht auf dem Schornstein.“

Großen Einfluß auf die Wirkung des Zuges hat bekanntlich auch die Windrichtung. Indessen kann man die Schornsteinköpfe mit Vorrichtungen versehen, welche nicht allein den nachteiligen Einfluß des Windes aufheben, sondern noch die Zugwirkung erhöhen. Man hat beobachtet, daß der Wind, sobald er horizontal oder schräg aufwärts über den Schornsteinkopf streicht, die Luft aus dem Rauchrohr herausaugt, also den Zug gerade befördert. Man war natürlich befreit, diese Saugwirkung des Windes auszunutzen und hat diesem Zwecke dienende Vorrichtungen konstruiert.

Die einfachste von ihnen ist der Wolpertische Sanger. Er besteht aus einem auf den Schornstein aufgesetzten Blech- oder Eisenrohr, das mit einer auf kleinen Eisenstützen ruhenden Deckplatte versehen ist. Der Wind ist also genötigt, unter dieser Haube, die zugleich bestimmt ist, Regen und Schnee vom Eindringen in den Schornstein abzuhalten, über das Rohr hinwegzustreichen und so den Abzug des Rauches zu befördern. Derselbe Wirkung ruft auch schon der gemauerte Schornsteinkopf hervor, wenn er oben mit einer Steinplatte abgedeckt und mit Seitenöffnungen unter derselben versehen wird.

Die Heizung von Wohnräumen kann entweder als Lokalheizung durch Ofen, oder als Sammelheizung von einer gemeinsamen Feuerstelle aus erfolgen.

Von einer guten Ofenkonstruktion wird vor allem eine hinreichende und richtige Zuführung des Sauerstoffs, sowie eine angemessene Wärmeabgabe an die Zimmerluft verlangt.

Diesen Bedingungen entspricht am wenigsten der Kamin, dessen Feuer nur durch direkte Wärmeabstrahlung heizt, aber nichtsdestoweniger durch neuere, rationell eingerichtete Feuerungsanlagen noch immer nicht zu verdrängen ist. Ursprünglich bestand der Kamin aus einer offenen, in einer Wandnische für Holzfeuer angelegten Feuerstelle mit einer nach dem Schlot führenden Maueröffnung und weit vorstühendem, trichterförmigem Dach, unter dem die ganze Familie zu behaglichem Beisammensein Platz finden konnte. Diese Kamine sind noch heute, allerdings in verbesserter Form, in England und Frankreich sehr verbreitet, wo man sie mit allem künstlerischen Bewerke zu schmücken pflegt. Die modernen deutschen Kamine sind für Steinkohlen- und Koksfeuer eingerichtet, wodurch die Beheizung wohlfeiler wird. Im allgemeinen zeigen die Heizanlagen dieser Art jedoch nur noch äußerlich die Kaminform, während sie im übrigen wie Zimmeröfen konstruiert sind.

Neuerdings ist zur Heizung in Kaminen auch Leuchtgas zur Anwendung gebracht, dessen Heizkraft allerdings fast vollständig ausgenutzt werden kann. Da jedoch die Gasflamme nur eine geringe Menge strahlender Wärme abgibt, so hat man nicht selten mit der Gasfeuerung gewellte Messing- und Kupferbleche in Verbindung gebracht, damit die Wärme in das Zimmer zurückstrahle. Häufig läßt man das Gas auch aus Thonkörpern austreten, welche die Form von Holzstücken oder Kohlenstücken erhalten, und bringt Abbeständen in die Nähe der Gasflammen, so daß beim Erglühen derselben die Wirkung eines offenen Herdfeuers erzeugt wird.

Die Funktion der Zimmeröfen ist wesentlich anders; die Luft erwärmt sich an den Ofenflächen, dehnt sich aus, wird spezifisch leichter und steigt infolgedessen nach der Decke des Raumes, während unten kalte, schwere Luft an ihre Stelle tritt. So erfolgt eine fortwährende Zirkulation und allmähliche Erwärmung.

Der Hauptzweck der Ofen, die aufgenommene Wärme der Zimmerluft mitzuteilen, ist für die Wahl des Ofenmaterials bestimmend; es kommen allerdings nur zwei sehr wohlfeile und zugleich sehr feuerfeste Baumaterialien, Thon und Gußeisen, in Betracht. Der gebrannte Thon nimmt als schlechter Wärmeleiter nur langsam die Wärme der Feuergeräts an, giebt sie aber auch langsam an die Luft des zu erwärmenden Raumes ab, so daß die Heizung länger vorhält. Dagegen wird Gußeisen, dessen Wärmeleitungsvermögen dreiunddreißigmal so groß als das des Thons ist, schnell heiß, giebt aber auch die aufgenommene Wärme schnell ab und erkaltet bald nach Erlöschen des Feuers. Um die Vorzüge beider Materialien zu vereinigen, hat man auch Ofen aus Thon und Eisen konstruiert, insbesondere aber häufig den Feuerkasten in Eisen hergestellt.

Die im Innern der Ofen an den Wandungen entlang geführten Züge leiten die heißen Rauchgase auf weiten Um-

wegen nach dem Schornstein, wobei sie die Ofen in allen Teilen erwärmen.

Um die Bedienung der eisernen Ofen zu erleichtern und das fortwährende Nachschütten von Brennmaterial zu vermeiden, hat man sogenannte Füll- und Regulieröfen konstruiert, in denen eine größere Menge von Heizmaterial zur allmählichen Verbrennung gelangt. Bei den Regulieröfen erfolgt die Beschickung mit Brennstoff in dem Feuerraum selbst, während bei den Füll- und Dauerbrandöfen die Füllung durch einen besonderen Schacht erfolgt, aus welchem das Brennmaterial allmählich in den Feuerraum rutscht. Zur ersten Klasse gehört z. B. der bekannte Weibingerische Ofen, der unmittelbar über dem Boden mit einem Hals versehen ist, der durch eine zur Regulierung des Zuges seitlich verschiebbare Thür nach Erfordern luftdicht verschlossen werden kann. Ein oberer Hals oder eine Klappe im Deckel des zylindrischen Ofens dient zur Beschickung. Der Zylinder wird bis zur Mündung des Rauchrohres mit Anthracit oder Koks gefüllt, alsdann wird klein gespaltenes Holz aufgelegt und nach Entzündung der Deckel geschlossen. Das Feuer brennt abwärts, wobei nach Erfordern Brennmaterial nachgefüllt werden kann. Zur Milderung der Wärmestrahlung ist der Zylinder mit zwei Blechmänteln umgeben, in welchen die kältere Zimmerluft oder die von außen zuströmende Frischluft zur Anwärmung emporströmt.

Als Beispiel für einen Füllofen sei der sehr verbreitete Löhndtsche Ofen hier erwähnt, da er speziell geeignet ist, die Zimmerluft in lebhaftest Zirkulation zu versetzen und somit eine möglichst gleichmäßige Wärmeabteilung herbeizuführen.

Der mit oberer und seitlicher Füllöffnung versehene Schacht für das Brennmaterial verengt sich nach unten und mündet über einem aus einzelnen Stäben kegelförmig zusammengefügten Korbrost, in welchen Anthracit und Koks stückweise zur Verbrennung hineinfallen. Die Zimmerluft tritt in den Sockel des Ofenmantels ein, bestreicht den innern Heizkörper und die Feuerkanäle und strömt durch Öffnungen in der Rückwand, erwärmt, wieder in das Zimmer ein, wobei sie aus einem Wasserverdunstungsgefäß die nötige Feuchtigkeit aufnimmt. Noch besser ist es, den Ofen mit einem ins Freie führenden Kanal zu verbinden, so daß in das Zimmer reine angewärmte Luft eintritt. Der Ofen ist täglich nur einmal zu füllen und bewirkt bei sparsamster Ausnutzung des Brennstoffes eine gesunde und gleichmäßige Erwärmung des Zimmers mit Luftheizung.

Das Leucht- und Generatorgas zur Zimmerheizung zu verwenden ist aus ökonomischen Rücksichten nicht zu empfehlen. Auch sind selbst bei sorgfältigster Beobachtung der Ofen Gefahren nicht ausgeschlossen. Die Verbrennungsprodukte werden in die Schornsteine abgeleitet, nachdem sie auf weiten Umwegen ihre Wärme an die Ofenwangen abgegeben. Dadurch findet nur ein schwacher Auftrieb statt, so daß eine durch einen Windstoß erzeugte rückläufige Bewegung ein Erlöschen der Flammen bewirken und so Explosionsgefahr herbeiführen kann. Indessen kann man sich auch der Gasöfen zur Luftverbesserung bedienen. Ein solcher von der Warsteiner Hütte in den Handel gebrachter Ofen besteht aus einem doppelwandigen Hohlzylinder, der unter Belassung eines Luftraumes von einem Mantel umgeben wird. Die aus einem Kranz von Brennern erzeugten Gase durchziehen schraubenförmig die Doppelwand bis zum Eintritt in den Schornstein. Diese Zylinderwand wird von der Zimmerluft zur Erwärmung umspielt, während in den innern Hohlraum durch einen ins Freie führenden Kanal Frischluft zur Vorwärmung eintritt und durch die Krone des Ofens ins Zimmer geleitet werden kann.

Die Centralheizanlagen, welche sich in öffentlichen Anstalten, wie Schulen, Museen, Kranken- und Badehäusern, Kasernen u. s. w. so vortrefflich bewährt, haben sich für Mietshäuser nicht als zweckmäßig erwiesen. Dagegen ist eine Centralheizung wohl angebracht in Gebäuden, welche von einer Familie allein bewohnt werden, also in größeren herrschaftlichen Wohngebäuden, Villen und Palästen. Aber auch in diesen Gebäuden giebt man im allgemeinen den Ofen und Kaminen, die ja für die dekorative Behandlung des Raumes eine große Rolle spielen und einen wesentlichen Teil einer stilvollen Einrichtung bilden, immer noch den Vorzug. Ich darf mich daher hier darauf beschränken, das Prinzip des Centralheizsystems zu erläutern.

Die Räume werden, wie schon erwähnt, von einer gemeinsamen Feuerstelle aus geheizt, und zwar wird warme Luft, heißes Wasser oder Dampf erzeugt, welche als wärmetragende Mittel durch Kanäle in die zu heizenden Räume geleitet werden. Bei der Luftheizung tritt heiße Luft direkt durch Kanäle in die Räume ein, während als Wasser- und Dampfheizung diejenigen Systeme bezeichnet werden, bei denen heißes Wasser oder Wasserdampf vom Heizkessel aus nach den in den Räumen stehenden Heizkörpern geleitet wird. Die Triebkraft für das durch das ganze System der Leitung und Heizkörper fließende Wasser ist der Temperaturgrad. Das heiße aus dem Kessel austretende Wasser steigt nach oben, dringt also in die Steigeleitung und durch die mit dieser verbundenen Heizkörper und fließt, sobald es sich abgekühlt hat, infolge seiner größeren Schwere durch die Rückleitung nach dem Kessel zurück. Je nach der Temperaturhöhe, bis zu welcher das Wasser vermöge der besonderen Einrichtung erwärmt werden kann, unterscheidet man Niederdruck-, Mitteldruck- und Hochdruckwasserheizung.

Demselben Prinzip entspricht die Dampfheizung; durch Kondensation des Dampfes in den Heizkörpern wird die im Kessel aufgenommene Wärme abgegeben und das Kondenswasser in den Rückleitungsrohren dem Kessel wieder zugeführt. Man unterscheidet auch hier Niederdruck- und Hochdruckheizung.

Was ist nun aber Wasser-Luftheizung und Dampf-Luftheizung? Das Wesen dieser Systeme besteht darin, daß durch das an der Feuerstelle erzeugte heiße Wasser oder durch heißen Dampf zunächst Luft erwärmt wird und diese erst dann wie bei der Luftheizung zur Erwärmung der Räume benützt wird.

Alle diese Heizanlagen müssen natürlich mit Regulier- vorrichtungen versehen sein, damit man je nach Erfordern eine mehr oder minder große Wärmemenge entnehmen kann.

Centralheizungen erzeugen häufig durch Verbrennen von Staub, der auf die heißen Flächen der Heizkörper fällt, gesundheitschädliche Verbrennungsprodukte. Es muß daher für die Reinhaltung der Heizkörper ganz besonders gesorgt werden.

Die Ursachen der Luftverunreinigung in den von Menschen benutzten Räumen erfolgt in der That nicht zum geringsten Teil durch Verbrennungsprodukte, und zwar sowohl durch Gase der Heizanlagen, wie durch solche der Beleuchtung (Gas, Petroleum, Stearinkerzen u. s. w.). Diese Gase werden gerade in größeren Mengen in der kalten Jahreszeit erzeugt, in welcher eine hinreichende Lüftung durch die Fenster nicht erfolgt. Hierzu kommen die Ausscheidungsprodukte der Menschen durch Ausatmung und Ausdünstung. Allerdings findet auch, wenn Fenster und Thüren fest verschlossen sind, bei genügender Heizung ein Luftwechsel statt, der durch die Porosität der Wände bewirkt wird. Hierzu kommt in der kälteren Jahreszeit die Entlüftung durch den Ofen, der zugleich den Zutritt reiner, frischer Luft befördert. Indessen handelt es sich hier um keine gleichmäßige und zuverlässige Lüfterneuerung, sodas häufig das für einen Erwachsenen (nach Pettenkofer) erforderliche Maß von mindestens 60 Cubikmeter gesunder Luft pro Stunde nicht erreicht wird.

Es giebt zwei Wege, die Lüfterneuerung zu bewirken: entweder jagt man die schlechte Luft zum Hause hinaus und überläßt es dem atmosphärischen Druck, das fehlende Luftquantum zu ersetzen, oder aber man preßt mit Gewalt frische Luft in den zu lüftenden Raum hinein und zwingt die verbrauchte zu entweichen. Im ersten Falle bildet die Temperaturdifferenz das Zugmittel, im zweiten Falle ein Gebläse die treibende Kraft. Die letzte Methode kommt für die Ventilation von Wohnräumen nicht in Betracht, da sie gleichsam als ultima ratio angesehen wird.

Für uns handelt es sich hier um kleine, einfache und nicht zu kostspielige Apparate. Zu den einfachsten Vorrichtungen gehören die Lüftungsgitter, die in eine Oeffnung eines vertikalen, bis über Dach geführten engen Mauerchlots eingesezt werden, und zwar unmittelbar unter der Zimmerdecke, da die verbrauchte Luft nach oben steigt. Will man die Wirkung erhöhen, so ordnet man hinter diesem Gitter eine Gasflamme an, die natürlich ebenso einen Zug bewirkt wie die Heizflamme im Ofen. Das wäre also die Entlüftung. Um nun gleichzeitig frische Luft in größerer Menge zuzuführen, kann man am entgegengesetzten Ende des Zimmers und zwar möglichst unmittelbar über dem Fußboden eine kleine Oeffnung in der Frontwand herstellen, die nach außen durch ein Gitter verschlossen wird; von innen schiebt man in die Oeffnung einen quadratischen Blechkasten mit durchlöcherter Rückwand. Man ist nun in der Lage, diesen Kasten nach Erfordern mehr oder minder weit herauszuziehen, und je nachdem man ihn mit seiner Oeffnung nach unten,

uns jedoch mit diesen Apparaten begnügen, bis bessere geschaffen werden. Thöricht aber ist es, nicht einsehen zu wollen, das eine rationelle Lüftung der Wohnräume ebenso wichtig ist wie die Kanalisation. Denn es ist nicht minder gefährlich, schlechte Luft einzuatmen, wie verpestetes Wasser zu trinken. Allerdings zeigen sich die Folgen der ungenügenden Ventilation erst nach längerer Zeit, wenn es überhaupt möglich ist, die Einwirkungen der schlechten Luft zu konstatieren; indessen kann uns ein einfaches Experiment hinlänglich über diesen Punkt belehren. Leitet man nämlich die Luft aus einem von mehreren Menschen benutzten Raum durch Wasser, so werden von diesem eine solche Menge animalischer und anderer organischer Substanzen aufgenommen, das es schon nach kurzer Zeit in Fäulnis übergeht.

Derartig verdorbene Luft nimmt aber die menschliche Lunge sehr häufig auf, gleichsam einem widernatürlichen Zwange gehorchend, da sie nicht wie der Magen schlechte Nahrung zurückzuweisen vermag. Umso mehr ist es unsre Pflicht, diesem Organ aus Gründen der Selbsterhaltung nur gesunde, ihm zuträgliche Luft zuzuführen. Wenigstens sollte man sich recht oft, wenn es die Witterung irgend gestattet, des simpelsten, aber immer noch wirksamsten Ventilators bedienen — des geöffneten Fensters!

Handarbeitsliteratur.

„Handbuch der Kostümkunde.“ Von Wolfgang Quinke. 2. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 4,50 M. — Infolge der Kostspieligkeit der meisten großen Kostüme ist die Geschichte der Trachten vielen Gebildeten ein fremdes Gebiet, und doch verleiht uns eine auch nur flüchtige Kenntnis derselben eine duldsame Ansicht über oft heftig besetzte Thesen der augenblicklichen Mode und giebt uns bemerkenswerte Aufschlüsse über die wechselnden Auffassungen von der Schönheit in der Tracht. Besonders wird die Damenwelt in dem Buche, das ursprünglich lediglich für die Theaterkreise bestimmt war, eine anregende Lektüre finden, die zur Ausbildung eines selbständigen Geschmacks nutzbar ist. Zahlreiche Kostümfiguren schmücken das Buch und veranschaulichen die Textausführungen.

„Die Technik der Kunststrickerei.“ Von Aurelie Obermayer-Wallner. Wien, Carl Konegen. 6 M. — Das unter Subvention des österreichischen Kaisers herausgegebene Werk enthält eine Fülle gestrickter Einsätze, Spitzen, Decken, Vorhänge, ja sogar Vorlagen für einen gestrickten Schleier, einen Herren- und einen Damenhut. Fraglich bleibt nur, ob diese Kunststrickerei im heutigen Maschinenalter, das eine so hohe Vollendung gerade der Maschinenstrickerei gebracht hat, noch eine große Zukunft haben wird. Uebrigens können mit jeder andern Handarbeitstechnik größere Abwechslung und schönere Muster erzielt werden als mit gestrickten Spitzen. Das Werk ist mit großem Fleiß durchgeführt und wird einem allerdings beschränkten Kreise des Publikums mancherlei dankenswerte Anregung geben.

„Lehrbuch der Damenschneiderei.“ Bearbeitet von Jean Fingerhuth. Verlag der Berliner Schneiderzeitung. 2. Aufl. — Das von der Direktion der „Großen Berliner Schneider-Akademie“ herausgegebene Lehrbuch bietet durch die Fülle seiner Abbildungen und die dazu gehörenden Erläuterungen die Möglichkeit eines regelrechten Selbstunterrichts und gewährt allen denen, die eine Akademie nicht besuchen können, einen Ersatz für einen akademischen Lehrkursus, da es sowohl der praktischen Schneiderei und dem Prinzip der Nützlichkeit, wie auch ihrer geistigen, künstlerischen und ästhetischen Seite Rechnung trägt. Das Buch empfiehlt sich sowohl für Berufsschneiderinnen wie auch für Familien, deren weibliche Mitglieder ihre Toilette selbst anfertigen.

„Liebhäberkünste.“ München, R. Oldenbourg. — Von der unter diesem Titel erscheinenden Zeitschrift für häusliche Kunst liegen uns die Hefte 9 und 10 des fünften Jahrgangs vor, die wieder eine Reihe trefflicher Vorlagen für die verschiedensten Arten von Liebhaber-Kunstwerken enthalten.

„Die Holzmalerei und Intersianimitation“ betitelt sich eine von Alexander Müller im Verlage von A. Pichlers Witwe u. Sohn in Wien herausgegebene instruktive Schrift, die mancher Leser zur Erlernung dieser häuslichen Kunstleistung willkommen sein wird; sie ist mit drei Tafeln geschmückt und kostet 80 Kreuzer.

Die „Zeitschrift des bayrischen Kunstgewerbevereins“ erscheint unter Redaktion von Prof. L. Gmelin im Verlage von R. Oldenbourg in München in Monatsheften, denen stets eine Reihe farbiger Kunstbeilagen und einige Beilätter beigegeben werden, die eine gute Uebersicht über das deutsche und das ausländische Kunstgewerbe bieten.

Toilette mit Sammetjäckchen.

Hierzu das Titelbild Seite 477

Es scheint, als ob die Jäckchen in dieser Saison thatsächlich den Löwenanteil der Mode haben; wir sehen sie in der ganzen Scala der Gewebe, vom zartesten und duftigsten, wie Spitzen, Gaze u. s. w., bis zum schwersten Tuch und Sammet. Eine besonders hübsche und elegante Toilette mit Sammetjäckchen ist die auf der Titelseite unseres Blattes. Der Rock besteht aus stahlblauem Tuch und ist am Rande mit einer stahldurchwebten Passementerieborte besetzt, die vorn zu beiden Seiten emporsteigt und einen Vorderteil abgrenzt. Das dazu gehörende Jäckchen ist aus stahlblauem Sammet gefertigt und legt sich oben mit breitem Kragen um. Der Rand des Jäckchens ist an der Innen- und Außenseite mit Borte bedeckt, und reiche, gestickte Stahlfornamente zieren die Vorderteile und den Rückenteil. Die mäßigen Keulenärmel aus Sammet haben am Handgelenk ebenfalls eine Borte. Das Jäckchen läßt vorn kleine untergelegte Teile aus weißer, mit Stahlfornamenten und mit Borte besetzter Seide frei, und diese schließen ein Chemisett aus erdsefarbener Brüsseler Spitze ein, die in reiche Falten arrangiert ist. Ein schwarzer Atlasbandgürtel, vorn mit flotter Schleife geschlossen, umwindet die Taille, und ein zweites Atlasband schlingt sich um den Stehtragen, kreuzt sich hinten und endet vorn, unterhalb des Kragens, mit einer Schleife.

Bezugquelle: Berlin, Herrmann Gerson.

Kunstarbeiten.

Nachdruck verboten.

Journalmappe und Etagere mit Malerei.

Gefchickte und fleißige Frauenhände vermögen auch mit geringen Mitteln hübsche und originelle Kunstarbeiten herzustellen, wie es z. B. die erstere der folgenden beiden Vorlagen beweist.

Die in Fig. 1 abgebildete Journalmappe dürfte mancher unserer Leserinnen als Vorlage für eine willkommene Weihnachtsgabe dienen. Für die Mappe ist zunächst ein 97 Cent. langes, 30 Cent. breites Stück Leberpappe erforderlich, das man, damit es sich leicht zusammenlegen läßt, quer in der Mitte leicht einrißt und rundherum mit strohhalmbreiten Streifen in Brandmalerei begrenzt. Nachdem die diagonal laufende Bordüre nach Fig. 2 aufgezeichnet ist, brennt man die Konturen und malt den Grund schwarz, das ornamentale Muster rot und weiß aus, wobei aber die eingebrannten Konturen sichtbar bleiben müssen. Das obere Dreieck der Mappe wird bronziert und auf dies die Spitze eines Kiefernzweiges gebrannt, dessen unterer Teil sich auf dem untern Dreieck fortsetzt. Nachdem der Zweig noch mit grün-schattierten Nadeln bemalt ist, schlägt man dem vordern Pappteil der Mappe oben Löcher ein, durch die ihm mit weißer Wollenlize ein bronzierter, in Kugeln auslaufender Holzstock gegengeschnürt wird. Die Enden der Lize dienen zugleich zum Anhängen der Mappe. Dem hinteren Teil wird ein gleich langes Ende aus schwarzer Wollenlize angefügt. An dem weißen Bügel befestigt man in der Mitte und an den Seiten je sechs etwa 32 bis 35 Cent. lange Enden schwarzer, weißer und roter Lize, die in der Mitte mit einem Knoten zusammengefaßt werden.

Die an die originelle, hübsche Form eines alt-deutschen Söllers erinnernde, kunstvoll aus weißem Holz geschnitzte und mit einer geschmackvollen Malerei verzierte Etagerere, welche Fig. 3 wiedergiebt, bietet den geübten Dilettanten der Malkunst Gelegenheit, ihre Künste zu versuchen. Der Rückwand ist ein altes, italienisches Mauerwerk aufgemalt, zu dem eine Treppe emporführt und das sich in matten, bräunlich violetten Tönen von dem grünlich blauen Abendhimmel und den im blauen Duft verschwimmenden Pinien des Hintergrundes abhebt, während die Bäume des Vordergrundes und die sich um das Gemäuer der Treppe rankenden weißen Blüten von der untergehenden Sonne rotgelben überstrahlt sind. Auf einem blaugrünen Gewässer, in welches sich die Abendgatten senken, ziehen ein paar Schwäne ihre Kreise. Das Mauerwerk und die Säulen des Altanes sind, dem Hintergrund entsprechend, marmorartig gemalt; hier und da blickt durch die abgebrochelte Bekleidung altes, braunrotes Mauerwerk hindurch. Die durchaus stimmungsvoll gemalte Etagerere, die allerdings nicht so wohlfeil ist, dient zur Aufnahme zierlicher Nippfachen, venezianischer Gläser u. dergl.

Bezugquellen: für die Journalmappe: P. Lindhorst, Berlin S., Ritterstr. 45 I; für die Etagerere: Frau Kath. Mey, Berlin, Leipzigerstraße 30 II.

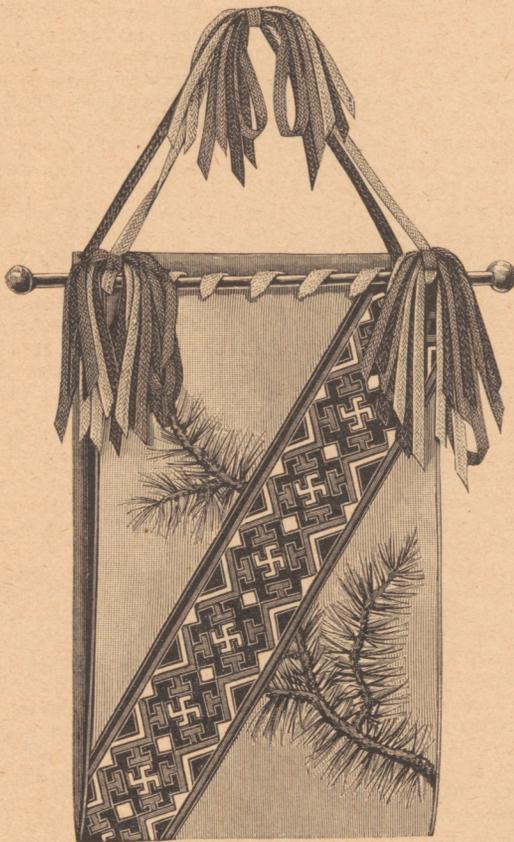


Fig. 1. Journalmappe.

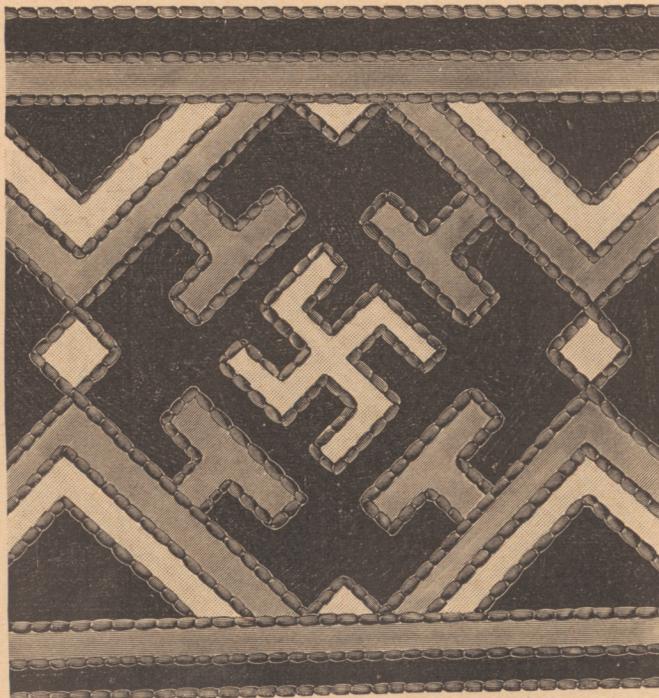


Fig. 2. Teil der Bordüre zur Journalmappe, in Originalgröße.



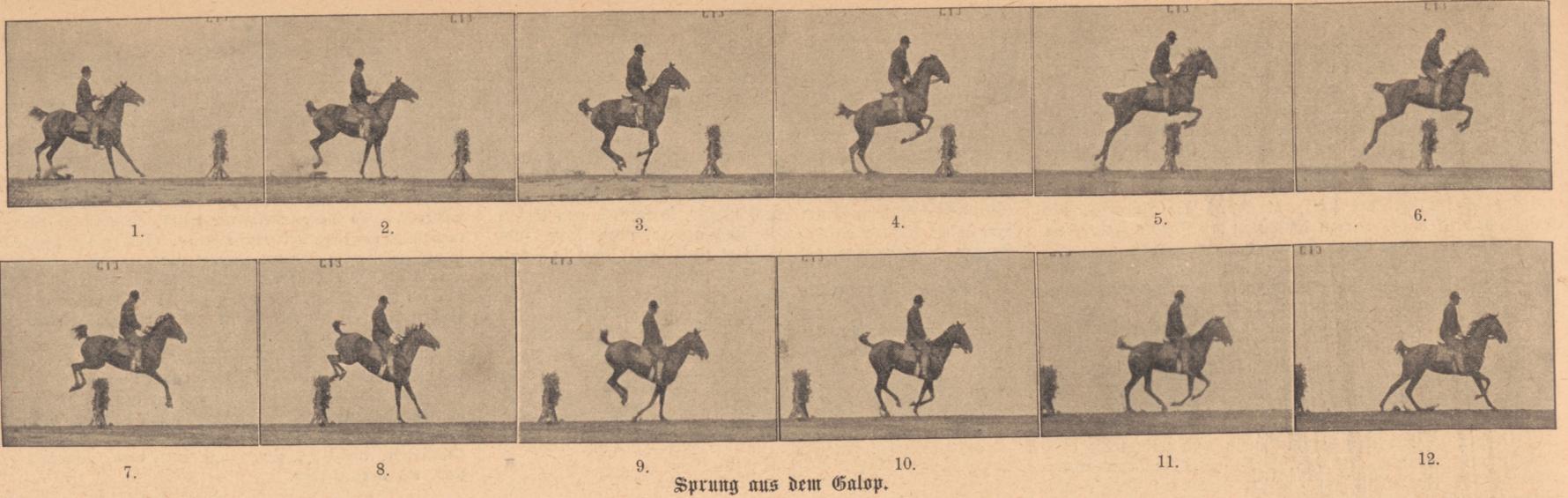
Fig. 3. Etagerere aus weißem Holz.

oben oder seitwärts einschiebt, die eintretende Luft abzulenken, sodas Zugluft vermieden werden kann.

Eine weit kostspieligere Vorrichtung bildet ein Luft-rad, das mit einer kleinen, durch einen Strahl der Wasserleitung getriebenen Turbine in Verbindung steht und durch diese in schnelle Rotation versetzt wird. Hierbei kann das Flügelrad sowohl die verdorbene Luft aus dem Zimmer absaugen oder frische in das Zimmer hineinpressen.

Man versteht häufig auch die Ventilationschlote über Dach mit Schraubenventilatoren. Diese wirken an und für sich ganz vortrefflich, leiden aber sehr durch Rauch, Staub und Koth. Eine sehr einfache Vorrichtung zur Entlüftung der Gesellschaftsräume bei zahlreichem Besuch kommt merkwürdigerweise nur selten zur Ausführung. Es ist das eine Oeffnung über dem Kronleuchter, die mit einem geschmiedeten Eisen- oder Bronzegitter versehen und mit einem in der Decke liegenden, nach außen führenden Blechkanal in Verbindung gebracht werden kann. Dieser wird durch eine Stellklappe beim Entstehen von Zugluft ganz oder teilweise verschlossen. Wo die Räume durch elektrisches Licht beleuchtet werden, wird man unter dem Gitter zur Verstärkung des Zuges eine Gasflamme anordnen müssen.

Das diese Lüftungsvorrichtungen noch unvollkommen sind, muß ohne weiteres zugegeben werden; wir müssen



Sprung aus dem Galop.

Momentphotographie.

Siehe zu 24 Abbildungen nach Momentaufnahmen von Ottomar Anschütz in Vissa. Nachdruck verboten.

In jedem älteren Familienalbum finden wir eine Reihe wertvoller Bilder würdiger Herren und Damen, welche ebenso sehr durch ihren tiefen Ernst wie durch einen merklich starren Gesichtsausdruck auffallen. Die Ursache dieser Erscheinung ist bekannt. Dem Photographen zu sitzen war noch vor zwanzig Jahren ein Vergnügen eigener Art. Es war nicht leicht, ihm nach Wunsch „ein freundliches Gesicht“ zu bewahren, da man zur genügenden Belichtung desselben an fünfzig Sekunden unbeweglich nach einem bestimmten Punkt starren mußte. Die photographischen Platten waren nicht lichtempfindlich genug.

Das ist nun seit Einführung der Momentphotographie anders geworden; schon während eines kleinen Bruchteils einer Sekunde kann jetzt die Aufnahme erfolgen, sodaß selbst die Bewegung des Objektes nicht mehr zur Erscheinung tritt. Erst durch Einführung der äußerst lichtempfindlichen Gelatineplatten fand die Momentphotographie eine große Verbreitung und praktische Verwertung. Allerdings hatten schon Daguerre und Talbot zu Anfang der fünfziger Jahre derartige Versuche angestellt, und bald nach Einführung der Kollodiumplatten, welche zuerst Fry und Archer 1851 mit Erfolg benutzten, gelang es unter bedeutender Verkürzung der Aufnahmezeit interessante Momentbilder zu fertigen. Indessen handelte es sich mehr um ein Experiment als um ein praktisch leicht verwerthbares Verfahren.

Damals zeichnete sich der Amerikaner Muybridge durch Herstellung merkwürdiger Bilder laufender Pferde, Kühe, Hunde u. s. w. aus. Er ließ die Tiere während der Aufnahme an einer weißgetünchten Wand vorüberlaufen und benutzte 24 elektrisch verbundene Apparate, deren Objektive durch eine besondere Vorrichtung schnell geöffnet und wieder geschlossen werden konnten, sodaß er eine Serie von Bildern erhielt, welche die Tiere in fortwährender Bewegung darstellten. Es waren jedoch nicht völlig naturgetreue Bilder, vielmehr glichen sie noch den bekannten schwarzen Silhouetten.

Eine völlige Umwälzung auf dem Gebiet der Momentphotographie rief erst das Bromsilbergelatineverfahren hervor, dessen Einführung und Vervollkommnung nicht als Verdienst eines Forschers bezeichnet werden kann. Den ersten Anstoß zur Anwendung dieses heute so verbreiteten Verfahrens gab allerdings ein englischer Arzt Dr. H. L. Maddox, ein Amateur.

Die außerordentlich lichtempfindlichen Gelatineplatten verlangten bald zweckmäßiger konstruierte Apparate mit Momentverschlüssen und bewirkten auch in mancher andern Hinsicht eine schnellere Vervollkommnung der Technik. Die größte Sorgfalt verwendete man auf die Verschlussvorrichtungen des Objektives, da man bald erkannte, daß eine Exposition, die länger währt, als für den betreffenden Fall angemessen, das Mißlingen des Bildes verurursachen müsse. Man denke nur an Aufnahmen abgefeuerter Geschosse, fliegender Vögel u. s. w.

Es giebt Verschlussvorrichtungen außerordentlich verschiedener Art, alle stimmen jedoch darin überein, daß sie ein möglichst rasches Öffnen und Schließen des Objektives bewirken. Eine solche Vorrichtung besteht z. B. aus einem Kautschukschlauch mit Gummibirne; durch einen Druck auf diese wird ein leichter Tuchdeckel hinter der Linse des Objektives pneumatisch gehoben und letzteres sofort wieder bedeckt, sobald der Druck aufhört.

Nun verlangen aber die Objekte je nach ihrer Beschaffenheit eine längere oder kürzere Exposition. Um den Vogelflug aufzunehmen, muß sich das Objektiv naturgemäß weit schneller

öffnen und schließen als bei Aufnahme eines sich langsam bewegenden Menschen; denn während dieser in einer Sekunde etwa einen Meter zurücklegt, vermag z. B. die Hausfledermaus an 58 Meter in dieser kurzen Spanne Zeit zu durchfliegen. Ein praktischer Verschluss muß also derartig konstruiert sein, daß er Expositionen von verschieden langer Dauer ermöglicht. Unter andern hat ein Franzose Professor Marey einen Apparat konstruiert, mit dessen Hilfe man die merkwürdigsten Serienbilder zu erzielen vermag. Der Momentverschluss besteht aus zwei mit runden Öffnungen versehenen Scheiben, die, durch ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt, mit verschiedener Geschwindigkeit rotieren. Fallen zwei solcher Öffnungen vor dem Objektiv zusammen, so erfolgt eine Belichtung des Negativstreifens einer „Rollkassette“. Der Streifen wird von einer Rolle ab- und auf eine zweite aufgewickelt, sodaß er zwischen beiden Rollen eine große Anzahl Augenblicksbilder aufzunehmen vermag. Mit diesem Apparat gelang es Marey unter Anwendung direkten Sonnenlichts den Insektenflug zu fixieren.

Ein großes Verdienst um die Vervollkommnung der Momentphotographie, insbesondere zu wissenschaftlichen Zwecken, hat sich der Photograph Ottomar Anschütz aus Vissa erworben. Er liefert in seinen Augenblicksbildern, die er, wie Muybridge, mit Hilfe elektrisch verbundener Apparate herstellte, Naturforschern und Künstlern ein unschätzbbares Studienmaterial und hat namentlich durch seine mit außerordentlicher Mühe und großen materiellen Opfern hergestellten Tierbilder in Deutschland das allgemeine Interesse für diese Dinge geweckt.

Anschütz hatte den glücklichen Einfall, diese Reihenaufnahmen, von denen wir zwei Beispiele — Galoppsprung eines Reiters und Hochsprung eines Turners in je 12 verschiedenen Phasen — hier beifügen, für das Auge wieder in die ursprüngliche Bewegung umzuwickeln. Allerdings war die Idee nicht ganz neu, aber es gelang ihm, in sehr geschickter Weise ältere Erfahrungen für die Momentphotographie nutzbar zu machen. Das von Stampfer erfundene Stroboskop, das im wesentlichen aus einer rotierenden Pappscheibe bestand, auf der ein bewegter Gegenstand in mehreren aufeinanderfolgenden Bewegungsstadien aufgezeichnet war, diene hier zur Veranschaulichung des Prinzips. Das Auge blickt während des Rotierens der Scheibe durch spaltförmige Öffnungen zwischen je zwei Figuren hindurch und sieht in einem gegenüberliegenden Spiegel das Bild in lebendiger Bewegung. Durch Nachwirkung der Einzelercheinungen auf die Netzhaut des Auges verschmelzen diese zu dem Eindruck, den der Anblick eines in Bewegung befindlichen Körpers erzeugt. Lassen wir also einen Papierstreifen, der die Reihenaufnahmen eines marschierenden Soldaten enthält, im Fluge vor unserm Auge vorüberziehen, so sehen wir nicht mehrere Einzelbilder eines Soldaten in verschiedenen Stellungen, sondern ein Abbild des Soldaten in Marschbewegung.

Man vergegenwärtige sich aber sogleich, daß man durch Reihenaufnahmen auch eine große Menschenmenge im Bilde festzuhalten und das Leben und Bewegen derselben mit allen Einzelercheinungen wiederzugeben vermag. Anschütz konstruierte nun den „elektrischen Schnellseher“ oder das „Zachstrop“, das im Prinzip dem Stroboskop entspricht. Die intermittierende Beleuchtung der Augenblicksbilder erfolgt jedoch nicht durch Lichtflitze, sondern durch den eine Geislerische Röhre durchschlagenden Induktionsfunken. Die rotierende Bewegung des die Serienbilder enthaltenden Papierstreifens ist so schnell, daß das in den gußkastentartig konstruierten Apparat hineinblickende Auge nicht das Rollen des Streifens, sondern lediglich das Bild in seiner Bewegung wahrzunehmen vermag.

Dieser Apparat wurde durch Edisons Kinetoskop neuer-

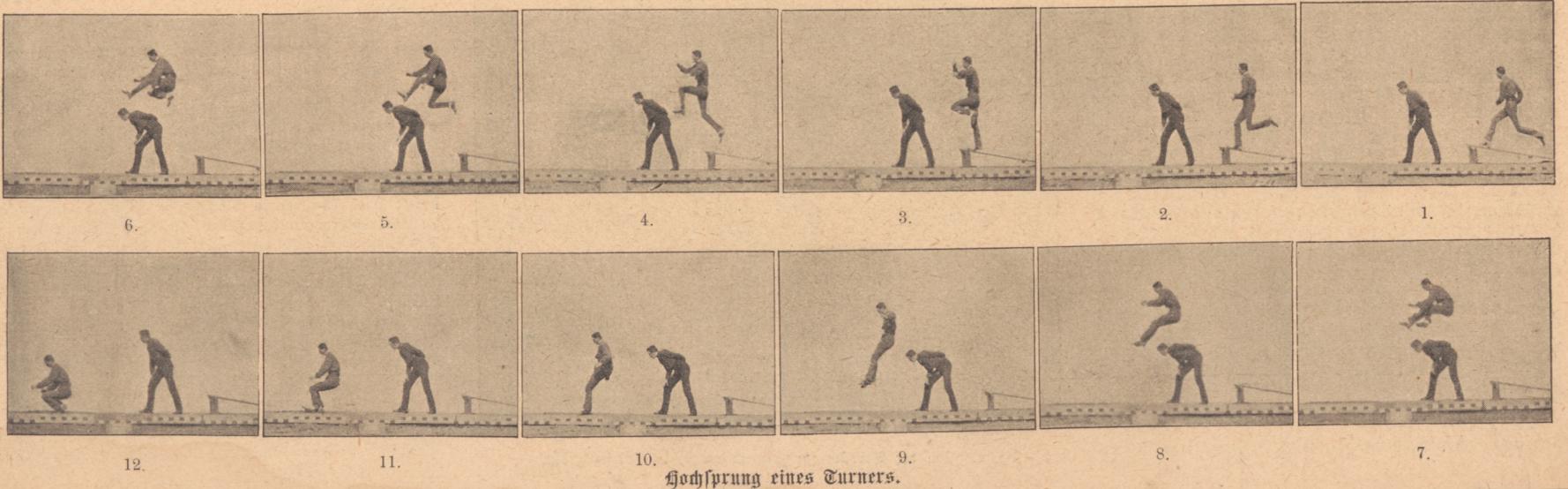
dings übertroffen; allerdings ist das Kinetoskop nichts anderes als ein sehr vervollkommneter Schnellseher. Edison fertigte in 30 Sekunden 1400 Aufnahmen, die er in derselben Zeit an dem Auge des Beschauers vorüberjagt! Auf der Berliner Gewerbeausstellung sah man in derartigen Apparaten Tänzerinnen im Duodezformat in anmutiger Bewegung und zwar in so vortrefflicher Darstellung, daß man ebenso sehr die vorgeführten Künstler wie diese sinnreich erdachten Apparate bewunderte. Mit einigen von ihnen waren Phonographen verbunden, welche Rede und Gesang der dargestellten Personen wiedergaben.

Es war zu erwarten, daß man sich nicht lange mit diesen zollgroßen Miniaturfiguren begnügen werde. Man bemühte sich vielmehr, mit Hilfe der „lebenden Photographie“ auch lebensgroße Bilder, Volksszenen, Schauspiele, große Maschinenwerke in ihrem umfangreichen Betriebe, selbst Naturereignisse darzustellen. Die Lösung dieser Aufgabe ist jetzt den Erfindern des Kinematographen, den Brüdern Auguste und Louis Lumière in Lyon, gelungen.

Der Kinematograph zerlegt die Bewegungen einer Sekunde in fünfzehn Bewegungsstadien, d. h. es dienen zur Darstellung der in einer Minute ausgeführten Bewegungen 900 Miniaturbilder, für welche ein 18 m langer und nur 3 cm breiter Kollodiumstreifen erforderlich ist. Während dieser Streifen durch einen Präzisionsmechanismus mit rückweisen Bewegungen aufgerollt wird, werden die Bilder in vergrößertem Maßstabe auf eine straff gespannte und durch elektrisches Licht hell erleuchtete Leinwand geworfen, von der sie sich vollkommen plastisch abheben. Die dargestellten Szenen erscheinen nicht künstlerisch vorbereitet und für den Effekt berechnet, sondern werden in schlichter Natur wiedergegeben. Alles was lebt und sich bewegt, wird auf die lichtempfindliche Platte gebannt. Die Wachtparade unter den Linden in Berlin und das vorausziehende Volk, das durch die Musik belustigt im Takte mitmarschiert, erregt vielleicht unsre Heiterkeit, da wir die Wirkung der Musik im Bilde sehen, ohne diese selbst zu vernehmen. Ein reizendes Stimmungsbild ist u. a. die Darstellung der aus dem Kölner Dom nach Beendigung des Gottesdienstes herausströmenden und sich über den Domplatz ergießenden Menschenmenge; viele gehen andächtig dahin, andre eilen. Gute Bekannte begrüßen sich und beginnen zu plaudern. Ein Windstoß erhebt sich, und es flattern die Röcke der Mädchen und Frauen, die Herren aber fassen sämtlich an ihre Hüte, damit der Wind diese nicht forttrage. Weitere interessante Darstellungen bilden Wasserfälle, die Brandung des Meeres, Tänzerinnen und Akrobaten, Maschinenwerke, das Boccienspiel u. s. w.

Es wird ohne weiteres einleuchten, welchen hohen Wert derartige Momentaufnahmen für den studierenden Künstler erlangen müssen. Es lassen sich künftig historische Begebenheiten, Schauspiele jeder Art, selbst Naturereignisse festhalten, um auch den spätern Geschlechtern wieder zur Anschauung gebracht werden zu können. Aber auch für die Wissenschaft ist die Thätigkeit des Kinematographen von unschätzbarem Wert. Um ein neues, umfangreiches Maschinenwerk in Amerika in seinem vollen Betriebe kennen zu lernen, genügt uns künftig die Einfindung der Reihenaufnahme. Der Mediziner wird bald die Zufälle eines Patienten, der Zoologe die „lebenden“ Tiere, der Anthropologe das Leben und Treiben der entferntesten Kulturvölker und der wilden Völkerstämme den Studierenden im Bilde vorführen. Und das prophetische Wort des französischen Astronomen und Akademikers Arago wird in Erfüllung gehen, daß „die photographische Platte die wahre Netzhaut des Gelehrten sein wird.“

Friedrich Huth.



Hochsprung eines Turners.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Verantwortlicher Redakteur: Gustav Dahms, Berlin. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Pariser Toiletten.

Siehezu Fig. 1-7

Die Entwicklung der Mode in der weiter und weiter vorrückenden Saison zeigt, daß sie bei der einfachen, natürlichen Form des Gewandes dessen malerische Gestaltung durch Farbkombinationen und Zusammenstellung verschiedener Stoffe ins Auge gefaßt hat...

Fesch und kleidsam für junge Damen ist die Besuchstoilette in Fig. 2. Als Grundstoff ist für sie hellbrauner Cheviot gewählt und das Kleid mit einem allerliebsten, ausgeschnittenen und so kurzen Bolerojäckchen gearbeitet...



Fig. 1.



Fig. 6.

u. s. w. dient das Kostüm aus glanzreichem, nilgrünem Seidenstoff und gleichfarbigem Crêpe de Chine in Fig. 5. Am Rock bildet der Crêpe de Chine ein faltiges Devant...



Fig. 7.

bildender Passanteriekragen aus weißer Seide auf, der reich mit goldgefüllten Krystall- und Wachsperlen durchweht ist und sich nach oben zu einem Medicistragen gestaltet.

Bezugquellen: Paris, Maison Coussinet, 43 rue Richer; Fig. 1, 3-5; Mme. Gradoz, 67 rue de Provence; Fig. 2.

Der Frauenkongreß in Berlin.

Nachdruck verboten.

Der „internationale Kongreß für Frauenwerke und Frauenbestrebungen“, der in den Tagen vom 19. bis 26. September d. J. im großen Festsaale des Berliner Rathhauses tagte, hatte einen glänzenden und würdigen Verlauf.



Fig. 3.

begrenzt die Taille. Fig. 6 zeigt die Rückansicht des hübschen Kleides. — Vervollständigt wird die Toilette durch einen Cylinderhut aus langhaarigem, hellbraunem Seidenfilz...

Die Toilette in Fig. 3 ist aus bronzen-grünem Tuch gefertigt und mit etwas dunkler getönter Seidenlize verschmückt, die den Rock gitterartig umgiebt und an der Spitze von je einem schönen, grünlich schimmernden Perlmutternopf gehalten wird.

Für das kleidsame Kostüm in Fig. 4 ist altblauer Winteretamine verwendet, dessen satte, weiche Farbentönung vortrefflich mit dem zu Einfügen, Kragen und Gürtel verwendeten Sammet harmoniert.



Fig. 4.

Fig. 5.

Krakau, Frau Haighton aus Amsterdam, Fr. Dr. Popelin aus Brüssel, der armenischen Aertzin Fr. Dr. Margaret Melit-Beglarjan aus Tiflis u. a. Von deutschen Vertreterinnen sprachen besonders erfolgreich Frau Marie Stritt (Dresden), Fr. Dr. Käthe Schirmacher (Paris), Fr. Anta Augsburg (München), Fr. Natalie von Milde und Fr. Strich (Weimar), Fr. von Bistram (Karlsruhe), Frau Dr. Stobbe (Königsberg i. Pr.), Frau Delbanto (Hamburg), die Malerin Hermine von Preußner-Teilmann, Frau Henriette Goldschmidt (Leipzig), Fr. Schliemann (Paris), Fr. Dr. Menck (Darmstadt), Fr. Bauer (Kochem), Fr. Blum (Spandau) und die Berlinerinnen Frau Lina Morgenstern, Frau Minna Cauer, Frau Jeannette Schwerin, Frau Bieber-Wöhm, Frau Sera Pröhl, Fr. Laura Herrmann, Fr. Wießner, Fr. Dr. Kaffner, Frau Jessen, Frau Friedemann, Fr. Hager, Fr. Agnes Herrmann, Frau Schönflies, Fr. Raschke, Fr. Müllers, Frau Melis, die Oberschwester Fr. Stöck, Frau Neumann, Frau Schubert-Feder u. v. a.

Der Berliner Kongreß war der erste internationale Frauentag, der auf deutschem Boden stattfand. Er hat überzeugend dargelegt, daß die strebsame Frau unserer Zeit eine andre Stellung haben muß als in den Staaten des Altertums, eine andre als in der heutigen Türkei oder in den Ländern Asiens...

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— An den Schweizer Universitäten studierten in diesem Sommer 405 Frauen und Mädchen, von denen 294 immatrikuliert waren: 141 in Zürich, 125 in Genf, 25 in Lausanne und 3 in Basel. Nur 19 von diesen waren Schweizerinnen; 260 stammten aus andern europäischen Ländern (53 aus Deutschland, 8 aus Oesterreich-Ungarn).

— n. Amerikanische Geburtstagsbräuche. Eine hübsche Sitte herrscht unter den amerikanischen Frauen in Bezug auf Geburtstagsblumen. Jeder Monat hat seine Blume, und diese Blume ist das besondere Eigentum der jeweiligen Geburtstagskinder. Der Januar hat das Schneeglöckchen, das Sinnbild des Trostes, der Februar die Primel, das Zeichen jugendlicher Freudigkeit, der März das Weiden für Bescheidenheit, der April das Gänseblümchen für Unschuld, der Mai den Weisbom für Hoffnung, der Juni die wilde Rose als Einfachheit, der Juli die Lilie für Reinheit, der August den Mohn für behagliche Ruhe, der September die Winde als Zufriedenheit, der Oktober den Hopfen für gewissenhaftes Streben, der November das Chrysanthemum für Heiterkeit und der Dezember die Stachelpalme für Umsicht und Schutz. Die amerikanische Ornamentzeichnung verrät Spuren von dem wohlthätigen Einfluß dieser Sitte. Die Geburtstagsblumen erfreuen sich in der Stickerie und in der übrigen Musterzeichnung besonderer Pflege und tragen daher zur Ausbildung des modernen Stils der Ornamentik wesentlich bei.

— Totenschau. In Berlin starb Frau Frieda von Lipperheide, Begründerin der „Wochenwelt“, auch als eifrige Kunstschamerin wohlbekannt. In Hamburg die berühmte dramatische Sängerin Katharina Klafsky (Bild und Biographie siehe „Bazar“, Jahrg. 1895, Nr. 43). In Wien Prinzessin Olga von Montenegro. In Graz die einst vielgefeierte Opernsängerin Frau Karoline Fischer-Asten.

Neuerschienene Bücher.

(Vorzugsweise nach Raum und Gelegenheit vorbehalten.)

Aesthetisch-politische Briefe. 2 M. Leipzig, Reinh. Werther.
 Aho, Juhani. Ellis Ehe. Roman. Deutsch von Ernst Brausewetter. Berlin, Schuster u. Löffler.
 Althaus, Julius, Dr. Ueber Hypochondrie und Kosophobie. Aus dem Englischen von Dr. Karl Detter. 1 M. Frankfurt a. M., Johannes Mt. Arnold, Jr. Die Vögel Europas. In 21 Lieferungen. Mit 50 Farbdrucktafeln. 1. Heft. 1 M. Stuttgart, C. Hoffmann (A. Bleil).
 Baudis, Sophus. Aus dem Forsthaus. Novellen. Deutsch von Th. Lork. 2,50 M. Leipzig, F. A. Berger.
 Bandler, Georg. Der peinliche Erdenrest. Novelle. 2 M. Berlin, F. Fontane u. Co.
 Berger, A. Gedanken eines Einsamen. Aphorismen. 1,50 M. Dresden, A. Pierjon.
 Berg-Kesseler, Moritz von. Kürassierbriefe an eine Dame. Ein Remontekommando von dazumal. 1,75 M. Berlin, C. S. Mittler u. Sohn.
 Berliner Gewerbeausstellung 1896, Prachtalbum der. Redigiert von Paul Lindenbergh. Heft 2-4. Preis des Gesamtwerkes 6 M. Berlin, The Werner Company.
 Birckholz, Hedwig. Märchen und Erzählungen. Geb. 2 M. Jena, Hermann Pöhl.
 Borke, Heros von. An des Grabes Rande. Roman. Herausgegeben von Herm. Müller-Bohn. Berlin, Paul Kittel.
 Brandies, Bechtold. Absonderliche Geschichten. 3,60 M. Leipzig, Robert Frieje.
 Dümichen, Theodor. Die Kunst. Novellen und Skizzen. 3 M. Leipzig, Robert Frieje.
 Ebers, Georg. Gesammelte Werke. Lieferung 76-86, je 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
 Groß-Berlin. Bilder aus der Ausstellungsjahr. Redigiert von Rich. Schott. Heft 2 u. 3. Berlin, W. Paulis Nachf. (H. Jerosch).
 Guthart, Leop. Pastor Hammer. 2,50 M. Leipzig, Reinh. Werther.

Hannemann, Elise. Schellfisch-Kochbuch. 60 Pf. Berlin, W. Moeser.
 Hammer, G. M. Der Kampf gegen die Trunksucht. 75 Pf. Leipzig, Wih. Friedrich.
 Hammermann, F. Die Kunst glücklich zu sein. 80 Pf. Leipzig, Reinh. Werther.
 Hauch, C. Wilhelm Zabern. Roman. 5 M. Leipzig, Reinh. Werther.
 Hecht, Hugo. Gedichte. 2,50 M. Dranienburg, Ed. Freyhoff.
 Hecker, Ewald, Dr. Die Behandlung der Schlaflosigkeit. 80 Pf. Frankfurt a. M., Johannes Mt.
 Hellgren, Dof. Aus den Memoiren eines Laubfrosches. 3 M. Glarus, Schweizer Verlagsanstalt (B. Vogel).
 Henckell, Karl. Sonnenblumen. Zwanglose Blätter mit Meisterwerken der neueren Dichtkunst. Nr. 1 bis 6. Stuttgart, Karl Malcomés.
 Henckel, Anna. Lyrisches und Episches. Dresden, C. Pierjon.
 Heppdrffer, Max. Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei in 10 Lieferungsheften. Lieferung 7-10, je 75 Pf. Berlin, Nob. Oppenheim (Gustav Schmidt).
 Jäger, Heinrich. Drei Lieder. Komposition für eine Singstimme mit Klavier- und Violinbegleitung. „Der Vollmond“ (1,60 M.), „Liebeswege“ (1,80 M.) und „Der Traum“ (1,80 M.). Freiburg i. B., Karl Ruckmich.
 Jolani, Eugen. Wann wird eine Frau alt? Ergebnis einer Kundfrage. 1,50 M. Leipzig, Felix Simon.
 Lippmann, Frau. Die Frau im Kommunaldienst. 60 Pf. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht.
 Lötjcher, H., Dr. med. Schweizer Kur-Almanach: Kurorte, Bäder und Heilquellen der Schweiz. Mit 200 Ansichten und Karten. Geb. 4 M. Zürich, Th. Schröter.
 Meyers Volksbücher. Reichsgejuch zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs. 10 Pf. — Dickens: Der Weihnachtsabend. 20 Pf. — E. L. Hoffmann: Die Klirre des Teufels. 50 Pf. — Swift: Gullivers Reise nach Lilliput. 10 Pf. — W. D. Thackeray: Der Jahrmarkt des Lebens. 60 Pf. — Alphonse Daudet: Skizzen. 10 Pf. — Enrico Castelmovo: „Terzinas Zopf“ und „Giovanninos Wein“. 10 Pf. — Weisse, Eija (E. Kitz-Blanc). Lebensfreude. Sonnige Geschichten. 2 M. Dresden, Heinrich Witten.

Der Inserionspreis beträgt
 M. 1.50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. W.
 pro Doppelzeile - Zeile.

Anzeigen.

Alleinige Annoncen-Annahme
 Rudolf Mosse, Berlin S.W.
 und dessen Filialen.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existierenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellung Angabe des Gewünschten erbeten. Deutschlands größtes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete Michels & Cie., Königl. Niederl. Hofliefer., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Seit mehr als 100 Jahren ist das beliebteste Parfüm der feinen Welt

N° 4711 Eau de Cologne

(Blau-Gold Etiquette)

von Ferd. Mühlens N° 4711 · Köln a/Rh.

In allen feinen Parfümeriegeschäften zu haben.



Jedem das Seine!

Merkzeichen für Gläser und Tassen. Gesetzlich geschützt.

Praktisch. * Scherzhaft. * Hygienisch.

Unentbehrlich bei Privat-Festlichkeiten! Erheitern die Gesellschaft, zieren die Tafel! Verhüten das lästige Verwecheln der Gläser! Anerkennung aus allen Kreisen!

12 Stück in Gold-Double Mk. 3.—. 24 Stück Mk. 5,50 franco Nachnahme oder Marken. Wiederverkäufer gesucht. ***** C. L. Reichert, Hamburg-Hamm. Prospekte gratis und franco.

Rundplüsch-Kleider-Schutzborde

ist der ausprobiert eleganteste und denkbar solideste Vorstoss für alle Damen-Kleider.

Nicht zu verwechseln

mit den bekannten Besenlitzen oder Velours-Schutzborden, giebt dieser Vorstoss dem Kleide einen naturgemässen, runden Abschluss, ähnlich wie ein Sammet-Paspoll — nur weitaus solider und leichter zu reinigen — und dient dem Kleidersaum nicht nur als grossartiger, unübertroffener Schutz gegen Verschleiss, sondern auch als eine höchst geschmackvolle Abschluss-Garnitur. Jede Dame braucht jährlich so oft Schutzborde, dass sich ihr ein Versuch mit unserer Rundplüsch-Kleider-Schutzborde reichlich lohnt, denn diese beweist ihre Vorzüge gegenüber jedem andern Artikel weit besser durch Thatsachen als durch Worte. Um keine minderwerthigen Nachahmungen zu erhalten, lasse man sich vom Verkäufer grundsätzlich nichts anderes aufreden, sondern verlange im eigensten Interesse unsere echte, vielseitig erprobte Waare, für die wir mit unserm Namen einstehen und welche deutlich mit unserer rechts unten stehenden Schutzmarke gekennzeichnet ist. Unsere Waare ist in jedem soliden Geschäft erhältlich, wo nicht, dann dienen die Fabrikanten

Mann & Schäfer, Barmen
 gern mit Aufgabe geeigneter Bezugsquellen.



Musikinstrumente



Violen, Bratschen, Celli, Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Oboen, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Gitarren, Mandolinen, Pianinos, Harmoniums, Drehpianos, Symphonions, Orphenions, Musikautomaten, Intona- und Phönix-Drehorgel, Aristons, Piano-Melodico, Herophons, Manopans, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Metronome, Notenpulte, allerbeste Saiten, Noten zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann,
 Fabrik u. Export, Leipzig.
 Neue illustrierte Preisliste gratis!

Specialität: Baumkuchen

in anerkannt tabelloser Qualität versendet täglich franco mit Verpackung für 5 M. und grösser

Paul Lange, Conditior, Hofliefer. Sr. Kgl. Hoh. d. Prinzen Friedr. August, Herzog v. Sachsen, Bischofswerda i. Sachsen.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche

in Sopha- und Salongröße à 3 75, 5, 6, 8, 10 bis 100 M. Prachtatlas gratis!

Gophastoffe einfarbig und bunt, reizende Neuheiten, billig! Proben franco.

Teppich-Haus **Emil Lefèvre,** Berlin S., Oranienstr. 158.

Das beste u. berühmteste Toilet-puder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDE DE RIZ mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Mohr'sche Margarine

Marke FF

aus der Fabrik von **A. L. Mohr** in Altona-Bahrenfeld (Jahresproduction 32 Millionen Pfund) befiht nach einem Gutachten des Gerichts-Chemikers Herrn Dr. Bischoff in Berlin denselben Nährwerth und Geschmack wie gute Naturbutter, und ist bei jetzigen hohen Butterpreisen als vollständiger und billiger Ersatz für feine Butter zu empfehlen, sowohl zum Aufstreichen auf Brod, als zu allen Küchenzwecken.

Ueberall käuflich!

NB. Man verlange ausdrücklich: **Mohr'sche Margarine.**

Durch die ganze Welt versendet gratis

Gustav Lohse, Königl. Hoflieferant

Berlin, 46 Jägerstrasse

Gebrauchsprobe seiner altherbühmten Specialität:

* Lohse's balsamisches * Mund- und Zahnwasser

unübertrefflich durch seine hervorragend wohlthueden Eigenschaften auf den gesammten Mundorganismus.

Originalflasche zu M. 1.50 u. M. 3.—, die Literflasche zu M. 10.—.

Ueberall käuflich.

Mehr Licht!
 Weniger Petroleum!
 Fast kein Zerspringen!
 Keine Explosion!

Patentkugelcylinder X-Strahl

(D. R.-P. Nr. 76356).

Überall erhältlich.



Grützner & Winter,
 Glashüttenwerke,
 DEUBEN Bez. Dresden 8.

Heinr. Wilh. **SCHMIDT**
 FRANKFURT a. M. Neue Kräme 20.
 Gegr. 1730.
 Theespecialmischung Mk. 2.50.-3.-4.-5.-pr.Pfd.

Neuheiten in Seidenstoffen

weisse, schwarze und farbige jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Aechtheit und Solidität von 55 Pf. bis Mk. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franco. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Weselsräffel.

War als Münze allbekannt,
Werd' auch jetzt noch oft genannt;
Doch mit anderm Kopf kennt jeder
Mich als einen Hehl der Feder.

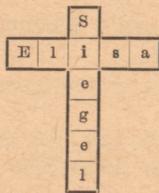
Aufgabe.

Ein Restaurateur kaufte von einem Fischhändler Hechte, Karpfen,
Lachs, zusammen 36 Pfund. Das Stück Lachs, das er gekauft hatte,
wog weniger als die Karpfen. Er bezahlte im ganzen 30 Mark.
Jedes Pfund Hecht hatte er mit 0,75 Mark, jedes Pfund Karpfen
mit 0,90 Mark, jedes Pfund Lachs mit 1,10 Mark bezahlt.
Wieviel Pfund von jeder der drei Fischsorten hat er gekauft?

Französische Scharade (zweifelbig).

Le premier, ah, je le vois bien clair;
Mais le second est trop haut et trop escarpé;
Au sommet jamais je n'arriverai,
Le tout, un poète de France y est né.

Auflösung des Kreuzräffels Seite 463.
Elsa, Segel - Elsa, Siegel.



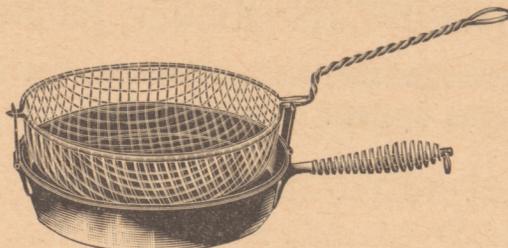
Auflösung der zwei-
silbigen Scharade
Seite 463.
Anmut (Unstern, Un-
glück), Anmut.

Auflösung der Unter-
haltungsaufgabe S. 463.

Die Zahl 7 muß man
achtmal, die Zahl 12
einmal und die Zahl 52
einmal streichen.

Wirtschaftsplaudereien.

Die Schmiedeeiserne Pfanne mit einhängender Drahtfaserrolle, die
wir im nachstehenden abbilden, ist zur Bereitung aller solcher Speisen
zu empfehlen, die in Butter oder anderm Fett gebacken werden. Also
hauptsächlich zu Kartoffeln in Form sogenannter „Pommes frites“ oder
„Pommes sautées“, sowie kleiner gebackener Seesungen. Die neue Pfanne
besitzt eine flache, niedrige Gestalt und unterscheidet sich hierdurch vorteil-
haft von den bisher üblichen „Fettfasserollen“, bei deren Anwendung ins-
folge ihrer hohen Form viel Fett verschwendet wurde, während in
ihnen nur eine geringe Zahl Kartoffeln, Fische aber garnicht gebacken
werden konnten. Um das Fett, nachdem die Speisen fertiggestellt sind,
bequem abtropfen zu lassen, ist die Pfanne mit zwei Hältern versehen.
Auf ihnen wird der Drahteinfaß, der während der Zubereitung in der



Pfanne steht, alsdann in der Weise befestigt, wie dies unsere Abbildung
zeigt. Die Pfanne ist aus Schmiedeeisen gefertigt und glatt abgeschliffen,
um vom Fett nicht angegriffen zu werden; der Drahteinfaß ist stark verz-
zint. Innerer Durchmesser der Pfanne ca. 26 cm. Preis 4 M.

(Bezugquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Sohn, Berlin SW.,
Leipzigstr. 88.)

Briefkasten.

Anonyme Anfragen bleiben unbeantwortet. Jede Anfrage muß
die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Abonnements-
quittung für das laufende Quartal enthalten.

R. B. in Warschau. Damen mittleren Alters tragen hauptsächlich
Belierinen und Capes aus Plüsch.

Abonnetin in Berlin. Die Visite ist als korrekt anzusehen und pflegt
in der gleichen Weise erwidert zu werden.

M. N. in Mariendorf. Wenden Sie sich an die Viktoria-Fortbildungs-
schule in Berlin (SW., Tempelhofer Ufer 2), in deren Amtszimmer Sie die
gewünschten statistischen Angaben und die Stundenpläne für den Vormittags-
unterricht (Deutsch, Französisch, Englisch, Rechnen, Buchführung, Hand-
arbeit u. s. w.), sowie für die Abendschule einsehen können.

R. B. in Petersburg. Auskunft über das Frauenstudium und das
Leben in Zürich erteilt Fräulein Selma von Lengfeld, Schriftführerin des
Studentinnenvereins „Zürich“ (Adresse: Universität Zürich).

R. v. A. in Graz. Preislisten und kolorierte Mustervorlagen erhalten
Sie z. B. von der Smyrna-Teppichfabrik F. Louis Veilich in Weihen.

G. R. in P. Die gewerblichen Fortbildungskurse für Direktoren, Zu-
schneiderinnen u. s. w., die der „Hilfsverein für weibliche Angestellte“ (Berlin C.,
Seidelstr. 25) veranstaltet, finden in den Abendstunden von 8 bis 10 Uhr statt.

S. v. D. in Hannover. Ein solcher praktischer Selbstzunder für
Petroleumlampen, der sich besonders für Salons und Schlafzimmer empfiehlt,
ist neuerdings der Firma E. Wengig in Berlin (SO., Schmidtstr. 4) patentiert
worden. Sobald man an der seitwärts angebrachten Schnur zieht, brennt
die Lampe und zwar so lange, bis man sie durch einen Druck wieder ver-
löscht. Die neue Vorrichtung läßt sich auch an Ampeln, Kronen u. s. w. an-
bringen, sodaß man wie bei der elektrischen Beleuchtung mehrere Lampen
zu gleicher Zeit entzünden kann. Die Firma verbietet Prospekt.

Leferin in Eberswalde. Die Große Berliner Schmeibradfabrik be-
findet sich jetzt in der Leipzigerstr. 117/118. Erbitten Sie von dort Zulassung
eines Prospektes.

W. Z. in Offenbach. Die Explosionsgefahr wird durch die neuen
Patentkugelschinder von Grüner u. Winter (in Deuben bei Dresden), die
zwar ein wenig teurer, aber haltbarer als die gewöhnlichen Kniffenschinder
sind, vollständig beseitigt. Die neuen Kugelschinder können auf jedem Rund-
brenner verwendet werden.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Georg Grabert in Berlin.

Sein erster „Fall“.

Von Pauline Chiger-Danig.

Der junge Dr. Wilhelm J. war von Geburt ein armer
Teufel, von Ueberzeugung ein Glückspilz und der Gelehrsam-
keit ungehörig angehörig. Nichtsdestoweniger hat er Lust und
Courage, sich in der prächtigen Residenzstadt M. als Heilkünstler
niederzulassen, wozu ihm im geeignetsten Zeitpunkt das kleine Erb-
theil eines einsichtsvoll dahingeshiedenen entfernten Verwandten
verhals. Dr. J. hatte im Beginne seiner ärztlichen Laufbahn
Zeit, in die Thüre seiner Wohnung ein kleines Loch zu bohren,
durch das er mit mehr Eifer etwa herankommende Patienten suchte,
als er seiner Zeit die ihm wenig räthselhaften medicinischen Fragen
löste. Aber er mochte durch dieses eigenartigste aller Monoclen noch
so sehr die sanft ansteigenden Treppen und die auf denselben auf-
steigenden Leute ins Auge fassen, zu Dr. J. fand Keiner den
Weg! Da verstopfte er sein Monocle und setzte sich, theils aus
Berzweiflung, theils aus Wissensdrang täglich ins Café vor einen
wahren Berg von Zeitungen. Seine von einem interessanten Zwi-
der äußerst doktorhaft eingerahmten Augen überflogen geringschätzig die
politischen und sonstigen Tagesneuigkeiten, um stets nur jenen fett-
bedruckten Seiten in tiefem Studium sich zuzuwenden, welche wir
als den Inzeratentheil kennen. Er hat ein sehr lebhaftes Tempera-
ment, der junge Doktor, und diesem ist es zuzuschreiben, daß er oft
wie folgt halblaute Ausrufe hören läßt: „Das wäre für den
schwierigsten Fall!“ oder: „Wenn ich das nur mal versuchen könnte!“
u. s. w. Diese sehnächtigen Wünsche betreffen manche jener Inzerate,
da ärztliche oder sonst chemische Heilmittel ausgeschrieben werden.
Eines dieser Mittel hat unseres Doktors besonderes Interesse erweckt.
Er bestellte sich sofort eine bedeutende Quantität des annoncierten
Heilmittels und trägt dasselbe aus Vorliebe stets in seiner Tasche
umher. Es giebt ja Ahnungen! Dr. J. ahnt wohl, daß dieses

Heilmittel bei ihm das Sprichwort: „Der Dumme hats Glück“
bewahrheiten soll.

Unterhalb der Wohnung unseres Doktors arbeitet an einem
heißen Sommertage der bekannte Schriftsteller Pfaumedel an einem
seiner neuesten Sensationsromane. Er ist eben daran, trotz eines
intensiven Kopfschmerzes, der den phantasiereichen Dichter schon seit
Jahren quält, den Schluß seines Romanes in gewohnt explosiver
Weise zu gestalten. Er beginnt, die liebe Cigarette im Munde, mit
der Entwicklung der Verwicklung, die wir skizziren: Schwarze Nacht,
fliehendes Liebespaar, sie: moralische Reue, er: dauerhafte Gluth —
plötzlich grauenhafter Schrei, Verrätherhand sammt Bombe und
Abdolar zerrissen, indessen sie — so weit ist Pfaumedel vorgeritten,
als plötzlich dicht vor seiner Nase ein heftiger Knall erfolgt, der
ihn entsetzt in seinen Stuhl zurücksinken läßt, während ein lauter
Schrei die Seinen zur Hilfe herbeiruft! Der Dichter hatte es, in
seiner Arbeit versunken, nicht bemerkt, wie ein der Straßenjugend
entkommener kleiner Luftballon, durch einen türkischen Winzug
getrieben, durch das offenstehende Fenster direkt an das glühende
Ende seiner Cigarette flog, um hier sofort mit einem bedeutenden
Knalleffekt zu explodiren, ohne indeß dem armen Pfaumedel sonst
irgendwie nahe zu treten. Auf den wilden Schrei im Zimmer des
Schriftstellers stürzt dessen Gattin und Tochter hilflos und ängst-
lich ins Gemach, wo sie den armen Papa leichenblau vorfinden.
Er hat indessen die Ursache seines Schreckens erkannt und erzählt
seiner Familie, daß er im ersten Momente der Verwirrung sich mit
dem zerrissenen Abdolar identifizirt hielt — — plötzlich stellt sich
eine vehemente Wirkung des gehabten Schreckens ein; Pfaumedel
greift an den Kopf und leichenblau zurücksinkend schreit er: „mein
Kopf, oh! mein Kopf! ich werde noch wahnsinnig vor Schmerz!“
Alles eilt wirr durcheinander, und Elvira, des Schriftstellers einzige
Tochter, eilt hinaus, der Magd zuzurufen: „Den Doktor, schnell,
er wohnt eine Treppe über uns!“ Dr. J. erster „Fall“. Als
er in das Krankenzimmer geleitet wird, tritt er an das Lager
des stöhnenden Kranken; derselbe hält mit beiden Händen seinen
kranken Kopf und Dr. J. hat milde Gewalt anzuwenden, um

eine der Hände zwischen seine ärztlichen Finger zu bekommen.
Er prüft sorgsam den Puls und erkundigt sich eingehend nach der
Krankengeschichte, die ihm auch umständlich von den Damen des
Hauses geboten wird. Der junge Arzt hat rasch und mit unglaub-
licher Sicherheit „ordinirt“. Er behändigte der zitternden Gattin
zwei jener Pulver, die er stets bei sich führt, ordnet vollkommene
Ruhe an, verspricht am Abende nochmals kommen zu wollen und
empfehlte sich; sein sicheres, zielbewusstes Handeln hat auf die hübsche
Elvira sichtlich Eindruck gemacht und der Blick ihrer Augen muß
dem jungen Arzte das verrathen haben, denn die Berzeugung, die
er ihr macht, ist entschieden die annütiger und tiefer von den
zwei Büchlingen, die er an die Damen abgegeben hat. Als er am
Abende dieses interessanten Tages wieder an das Krankenlager tritt,
konstatirt er eine merkwürdige Steigerung des allgemeinen Wohlbefindens.
Er verordnet dem Schriftsteller den jeweiligen Gebrauch der verab-
folgten Pulver und wird von diesem mit wahrhafter Erstaune bedankt,
denn er fühle sich so frisch und so wohl, wie schon lange nicht!
Da sich die Behandlung des genialen jungen Arztes als dauerhaft
heilkräftig erweist, wird derselbe der Hausarzt der Familie, gewinnt
als solcher Gelegenheit, die seither des öfteren auftauchende qual-
volle Migräne Elvires auch durch radikale Behandlung zu ver-
bannen, und es dauert nicht lange, so ist der Heilkünstler auf
ewig der Familie Pfaumedel einverleibt. Nun bringen ihm die
glänzenden Verbindungen des gänzlich genesenen Schriftstellers die
früher so vergeblich ersehnten Patienten und mancher trostlose Fall
ist seitdem durch den berühmten Spezialisten für Kopfleiden,
Dr. Wilhelm J., in wahrhaft zauberhaft schneller Art und Weise geheilt
worden. — Einst in einer schwachen Stunde — große Aerzte sollen
ja auch nicht frei von solchen sein — entpinnt sich ein unniges
Geplauder zwischen dem Arzte und seiner kleinen Frau; sie fragt
ihn: „Sag' Wilhelm, womit heißt du denn alle diese Kopfleidenen,
ist's dasselbe Mittel, wie bei Papa?“ „Ja, Liebchen“ erwidert
Wilhelm, „ich hatte das große Glück, mit richtigem Blick den Werth
des annoncierten „Migränin-Höchst“ zu erfassen! Das ist mein
und so vieler Glück geworden!

Tiroler Damen-Loden
beste Qualitäten
in ca. 100 verschiedenen Farben
empfiehlt
Fritz Schulze,
Königlich bayerischer Hoflieferant,
München III.
Muster gratis und franco.

Illustrierte Preisliste
über Conservirte
GEMÜSE, FRÜCHTE
POLLAK'S CONSERVEN
FLEISCHSPEISEN
versendet kostenlos
Conservenfabrik S. POLLAK
HOF LIEFERANT - MAGDEBURG.

Seidenstoffe für Strassen-, Ge-
sellschafts-, Ball- u.
Braut-Toiletten.
Anerkannt gute Qualitäten. - Muster versendet franco.
H. H. Catz, Crefeld
Gegründet 1846. Seiden- u. Sammtmanufactur.

Um Smyrna-Handarbeiten herzustellen, bediene
man sich der von der
Firma Meyer & Vialon, Kassel erfundenen Methode, gleichzeitig geschickt unter Nr. 45885,
Muster sind gleich vorgezogen, vorrätig in allen Größen für Fußbänke, Kissen, Teppiche,
Borden u., erhältlich in allen besseren Tapissier-Geschäften.
Seidenstoffe jeder Art, sowie
Sammt, Blüsch
u. Belved's liefern
an Private.
Man schreibe um Muster unter
Angabe des Gewünschten.
von Elten & Keussen, Fabrik und Handlung, Crefeld.

In Chicago prämiirt wurden
Leichner's
Fettpuder
Leichner's Hermelinpuder
und Aspasiapuder
sind die besten unschädlichen
Gesichtspuder, geben der Haut
einen zarten, rosigen, jugend-
frischen Ton. Man merkt nicht,
dass man gepudert ist.
Zu haben in der Fabrik
BERLIN, Schützenstrasse 31
und in allen Parfümerien.
Man verlange stets:
Leichner'sche Waaren!



Sie sparen
fast die Hälfte, wenn Sie Ihre
Handschuhe,
Strümpfe und Socken
von Paul E. Droop, Chemnitz 3.
Glacé-, Stoffhandschuh- u. Strumpf-Fabrik, beziehen. Versand nur
direct an Private. Illustr. Katalog gratis u. franco zu Diensten.

Nur für Damen!
Wenn Sie Ihre Herbst-Einkäufe be-
sorgen, versäumen Sie nicht, Muster
meiner weltbekannten, vorzüglichen
Damentuche,
6 m doppeltbr., von 7.80 an, kommen
zu lassen. Muster gratis.
All. Walters Tuchversand, Worms a. Rh. 11.

Grünfelds Leinen,
Tischzeuge, Handtücher, Wischtücher,
Taschentücher u. Bettwäsche, sowie fertige
Leibwäsche für Damen, Herren und Kinder
empfehlen auf das Zuverlässigste die
Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei
F. V. Grünfeld, Landeshut i. Schl.
Hoflieferant. 20 Medaillen.
Einzige Fabrik mit Hand- und mechanisch. Be-
trieb am Platze, die nur an Private verkauft.
Muster und Preisliste zu Diensten.
Verkaufshaus Berlin W, Leipzigerstr. 25.

Für 75 Pfg.
färbt man rasch, mühelos und ohne
die Hände zu beschmutzen, dabei völlig
waschecht, in allen modernen
Farben ein ganzes
Frauenkleid
durch das in allen bedeutenderen
Drogengeschäften erhältliche
Omnicolor.
Chemische Fabrik Baumann, Kassel.

ODONTA
ZAHN-WASSER
zur Pflege
des Mundes und
Erhaltung der Zähne
WOLFF & SOHN
Königsplatz 10, Carlshof
Filiale Wien Kolnerhofgasse 6

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren
Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.
Otto Becher & Co., Gera (Reuss)
versenden zu billigsten Preisen
Damen-Kleiderstoffe und
Herren-Anzug-Stoffe.
Muster franco zu Diensten.
Verkauf nach Muster als lohnender Neben-
erwerb Damen und Herren empfohlen.

Jünger & Gebhardt
Berlin
Piviera-
Beilchen,
Quintessen
Violette odoratissima vera
Wie ein frischer Strauss dieses
Edelsten aller Veilchen
köstlich und anhaltend duftend
in Roco col. M. 150-M. 2-M. 3-M. 5-
in d. ersten Parfüm- u. Drogenhand
Preislisten kostenfrei.

Für Modistinnen.
Einzelnverkauf zu Groß-Preisen.
Illustr. Preisliste u. Muster gratis u. franco.
Verschnürungen, Besätze, Jäckchen,
Spitzen, Garnituren.
Zaillenfutter, zweifeltig Körper Mtr. 43 A
Zaillenfutter, zweifeltig Satin 58 A
Gaze Ia, Mtr. 16 A, Jaconet Mtr. 24 A
Potentfloss in Streifen von 4 Mtr. für 40 A
Hochhaargaze 118 cm breit Mtr. 60 A
Eiengarn 80 cm br., schw., w., grau Mtr. 60 A
Schweißblätter, Tricot m. edgt Gummi Dp. 2.50
Ia. Satin Gurtb. (schwer. Dual.) 25 Mtr. f. 2 M.

Für Hausfrauen!
Annahme alter Wollschalen
aller Art gegen Lieferung von Kleider-, Unter-
rock- und Mantelstoffen, Damentuchen,
Buckskins, Strickwolle, Portieren, Schlaf-
und Teppichdecken, in den neuesten Mustern
zu billigen Preisen, durch
R. Eichmann, Ballenstedt a. H.
Leistungsfähigste Firma!
Muster umgehend frei.

Statt Eisen!

Statt Pepton!

Statt Leberthran!

Dr. med. Hommel's Haematogen

(konzentriertes, gereinigtes Haemoglobin [Dtschs. Reichs-Pat. Nr. 81391] 70,0. Geschmackszusätze: Glys. puriss. 20,0 und Vin. malac. 10,0).

Organeisenhaltiges Kräftigungsmittel für Kinder jeden Alters wie für Erwachsene bei Blutarmut, körperlicher Schwäche, Nervenschwäche, Rekonvaleszenz, gestörter Verdauung, blasser Farbe der Kinder, Widerwillen gegen Speisen (namentlich Fleischnahrung) etc. etc.

Haematogen Hommel wird mit grossem Erfolge angewandt:

Statt Eisenpräparaten, weil es als organeisenhaltiges*) diätetisches Mittel jahraus jahrein genommen werden kann, ohne jemals Störungen (selbst nicht im Säuglingsalter) zu verursachen.

*) Das im Haematogen Hommel enthaltene Haemoglobin ist die natürliche organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel, im Gegensatz zu künstlichen anorganischen und organischen Eisenverbindungen.

Statt Pepton, Albumose (künstlich verdauten Eiweiss-Präparaten), weil künstliche Retorten-Verdauung gänzlich verschieden von der natürlichen Magen-Darm-Verdauung ist. Durch erstere werden zahlreiche für die Neubildung von Blut- und Organzellen hochwichtige Keimstoffe vernichtet, welche sich im Haematogen Hommel in ihrem natürlichen unverdauten Zustande vorfinden.

Statt Leberthran, weil, abgesehen von dessen widerlichem Geschmack, Haematogen Hommel dem Leberthran auch in der Wirkung weit überlegen ist.

Haematogen Hommel ist von sehr angenehmem Geschmack, wird selbst vom schwächsten Magen des Säuglings wie des Greises vorzüglich vertragen, wirkt energisch appetitanregend, hebt rasch die körperlichen Kräfte und beeinflusst dadurch auch in günstigster Weise das Nervensystem.

Nachstehend einige ärztliche Aeusserungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Litteratur mit hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franco zur Verfügung.

„Ich halte Dr. Hommel's Haematogen für eine bisher unerreichte Leistung auf dem Gebiete der Ernährungs- und namentlich Rekonvaleszentenbehandlung.“
(Dr. Steinhoff, Spezialarzt für Lungenkranke in Berlin.)

„Mit Dr. Hommel's Haematogen hatte ich bei Kindern, die an chronischem Bronchialkatarrh, an Bronchialdrüsenanschwellung, an Rhachitis und an sonstigen, eine Anämie bedingenden Krankheiten litten — mit Vergnügen schreibe ich es Ihnen — ausnahmslos die besten Erfolge. Wiederholt ereignete es sich, dass man mir, als ich meine Patienten nach 8 bis 14 Tagen wieder besuchte, gleich an der Thüre zurief: „Aber Herr Doktor, was haben Sie uns da ein ausgezeichnetes Mittel gegeben.“ — Die frische Farbe, die gefüllten Backen, das entschieden gehobene Allgemeinbefinden und vor Allem — der enorm gewordene Appetit liessen mich dann erkennen, dass es sich nicht um eine scheinbare, sondern um tatsächliche Besserung handelte. — Ich freue mich ausserordentlich, ein Mittel an der Hand zu haben für viele Fälle, die unter Anwendung des alten, schweren Eisengeschützes doch nur einem hoffnungslosen Siechthum entgegengeführt worden wären.“
(Dr. Boeckh in Dinglingen-Lahr.)

„Die Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen ist einfach eklatant. Schon nach Verbrauch einer Flasche ist Appetit, Stuhlgang und das sonstige Befinden so zufriedenstellend, wie es seit ca. drei Jahren nicht der Fall war. Alle vorher angewandten Eisenpräparate haben bei diesem Fall stets fehlgeschlagen und bin ich glücklich, hier endlich in Ihrem Haematogen ein Mittel gefunden zu haben, welches Heilung verspricht.“
(Dr. Kuipers in Mannheim a. Rh.)

„Ihr Haematogen hat in meiner Familie bei Bleichsucht sehr gut gewirkt.“
(Geheimrat Prof. Dr. Victor Meyer in Heidelberg.)

„Von Dr. Hommel's Haematogen kann ich nur Gutes berichten. Bei beginnender Lungentuberkulose, wo der Appetit völlig darniederlag und ich schon viele Stomachica erfolglos gebraucht hatte, hob sich der Appetit und das Allgemeinbefinden sehr. Ausgezeichnete Resultate sah ich bei Kindern, bei denen infolge von Verdauungsstörungen grosse Schwäche eingetreten war.“
(Dr. Egenolf in Kelheim a. Taunus.)

„Dr. Hommel's Haematogen wurde von mir in ausgedehntester Weise erprobt und als eines der vorzüglichsten Eisenmittel befunden, das mich niemals im Stich gelassen hat. Es wirkt thatsächlich energisch blutbildend, hebt in kürzester Zeit den Appetit und unterstützt die Verdauung. Nicht nur in der Rekonvaleszenz nach schwächenden Krankheiten, bei Anämie, Chlorose und andern Leiden Erwachsener, sondern auch in der Kinderpraxis hat es ausserordentliche Erfolge erzielt. Wo Leberthran auf unbesiegbaren Widerwillen stösst, kann man ihn mit der sichern Aussicht auf Erfolg durch Haematogen ersetzen; auch eine Combination beider, in entsprechender Weise vorgenommen, wirkt überraschend gut und jedenfalls rascher als eine Leberthran allein. Der gute Geschmack des Haematogens und der Umstand, dass es gar keine unangenehmen Nebenwirkungen hervorruft, gestattet seine Anwendung sogar bei Säuglingen, und das ist als sein grösster Vorzug auszusprechen.“
(Dr. Heh. Wichmann, kaiserl. Rat in Krems a. D.)

„Was mir an der Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen besonders aufgefallen, war die in allen Fällen eingetretene, stark Appetit anregende Wirkung und insbesondere bei älteren Personen die erneute Belebung des gesamten Organismus.“
(Dr. Offergeld in Köln a. Rh.)

„Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der längere Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Dr. Hommel's Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, dass nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserten. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, dass er seinem Berufe, dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, wieder vorstehen konnte.“
(Dr. Rosenfeld in Berlin.)

„Wie sehr ich mit Dr. Hommel's Haematogen zufrieden bin, dafür spricht wohl am besten, dass ich bereits ca. 30 Flaschen nicht nur an Frauen und Mädchen, sondern auch in zwei Fällen an Männer ordinirt habe. Bei einem betraf es einen 74-jährigen Greis mit stark reduzierten Kräften, bei dem andern Fall einen 37-jährigen, durch Alkohol- und Tabak-Abusus in seinem ganzen Organismus destruierten, verheirateten Kaufmann. Erfolg bezüglich der Reorganisation des Blutes und der dadurch bedingten Kräftezunahme war in allen Fällen ein auffallender.“
(Dr. Joh. Müller, Spezialarzt für Frauenkrankheiten in Würzburg.)

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass Ihr Haematogen speziell bei Lungenschwindsüchtigen von ausgezeichnetem und überraschendem Erfolge war. Ich werde es gerne empfehlen, da die Empfehlung aus meiner vollen Ueberzeugung stammt.“
(Sanitätsrat Dr. Nicolai in Greussen, Thüringen.)

„Die extremste Blässe der Kinder verwandelt sich in ein gesundes, bleibendes, blühendes Rot, vorausgesetzt, dass kein schweres Grundleiden vorhanden ist.“
(Dr. Mansbach in Karlsruhe, Baden.)

„Dr. Hommel's Haematogen habe ich in etwa 100 Fällen von Anämie, Skrophulose, Schwindsucht, Rekonvaleszenz, Schwäche angewandt und bin mit dem Erfolg ausnehmend zufrieden. Ich verordne überhaupt kein anderes Eisenpräparat mehr.“
(Dr. Demme in Berlin.)

„Mit Dr. Hommel's Haematogen habe ich zahlreiche Versuche angestellt und kann mit gutem Gewissen bestätigen, dass kein einziges als Tonicum angewendetes Arzneimittel sich so gut und sicher bewährt hat, wie Ihr Präparat. Ich kenne kein Arzneimittel, das z. B. bei Kindern mit anämischen Zuständen, mit Rhachitis und überhaupt bei in ihrer physischen Entwicklung zurückgebliebenen Kindern so wohlthuend und roborierend wirkt, wie Hommel's Haematogen. Ebenso vorteilhaft wirkt es bei jungen Mädchen in den Jahren der Entwicklung, um der so gefürchteten Chlorose vorzubeugen.“
(Dr. Friedlaender in Skole, Galizien.)

„Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nerven-Stärkungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain-fag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. Ich werde es meinen Collegen auf's Wärmste empfehlen.“
(Professor Dr. Gerland in Blackburn, England.)

„Dr. Hommel's Haematogen hat alle meine Erwartungen übertroffen und ich wüsste demselben an gleicher Wirksamkeit kein zweites Mittel gegenüberzustellen. Ich werde keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um das Haematogen zu empfehlen und selbst anzuwenden.“
(Dr. G. Seligmann in Berlin.)

„Mit Dr. Hommel's Haematogen habe ich in allen Fällen, in denen ich es entweder direkt verordnet oder empfohlen hatte, nur günstige Erfahrungen gemacht, insbesondere bei Bleichsucht, sowie bei verschiedenen, Appetitlosigkeit und Blutarmut verursachenden Krankheiten, wie Tuberkulose, Diphtherie, Brechdurchfall. Namentlich erklärten mehrere Patienten resp. Angehörige von solchen, dass fast unmittelbar nach Anwendung der vorgeschriebenen Dosis eine ausserordentlich rege Esslust aufgetreten sei, wie sie eine solche noch nach keinem der bisher angeordneten Mittel bemerkt hätten. Objektiv konnte ich auch in verschiedenen Fällen eine offenbare Vermehrung des Blutfarbstoffes und somit wohl der roten Blutkörperchen konstatieren (bereits nach Anwendung von 2—3 Flaschen Haematogen).“
(Dr. Weise in Roschütz, Thüringen.)

„Dr. Hommel's Haematogen wirkt bei allen Fällen von Blutarmut prompt und gut.“
(Prof. Dr. Weber, Direktor der kgl. med. Universitätsklinik in Halle a. S.)

Preis per Flasche (250 gr.) Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W. (verzollt).

Dépôts in allen Apotheken, wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

(Bei 2 Flaschen Porto und Verpackung frei innerhalb Deutschlands.)

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceutisches Laboratorium, **Hanau a. M.**